Sämmtliche
Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Ein und dreißigstes Bändchen.

Neue Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Dritter Theil.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1832.

Inhalt:

I. Geschichte eines Schiffbruchs, welchen der Englische Fähnrich Prentjes in dem Nordamerikanischen Meerbusen St. Laurenz im Jahre 1780 litt.

II. Hugh Boyd's Gesandtschaftsreise nach Zeilon.

III. Barrow's Reise durch die innern Gegenden des südlichen Afrika.

Vorrede.

Den ersten von den in diesem Bändchen enthaltenen drei Aufsätzen — Prentjes Schiffbruchsgeschichte — wollte ich vor sechzehn Jahren schon meiner ersten Sammlung von Reisebeschreibungen einverleiben; allein da ich eben damit umging, diesen Vorsatz auszuführen, erschien dieselbe zu Straßburg in einer Uebersetzung aus dem Englischen, von Wetzel, und zwar mit dem Zusatze auf dem Titel: »eine Beilage zu Campe's Sammlung von Reisebeschreibungen.« Die Uebersetzung war gut, und ich gab daher meinen Vorsatz auf.

Neulich, da ich einen Abdruck davon zu haben wünschte, wurde nach Leipzig, Frankfurt, Hamburg und andern vorzüglichen Plätzen des Deutschen Buchhandels, wie auch nach Straßburg selbst, deßhalb geschrieben; aber vergebens. Nirgends war noch ein

Stück davon aufzutreiben. Vielleicht, daß der ganze Verlagsvorrath unterdeß zu Pulverröllchen verbraucht war. Ich hielt es daher nunmehr für nützlich, diese merkwürdige Schiffbruchsgeschichte in gegenwärtiger zweiten Sammlung aufzubewahren.

Bei dem zweiten Stücke — Hugh Boyd's Gesandtschaftsreise nach Zeilon — habe ich zwar die bei Hoffmann in Hamburg erschienene Uebersetzung vor Augen gehabt, aber mich nicht damit begnügt, das Ganze für die Bedürfnisse meiner Leser um die Hälfte abzukürzen, sondern ich habe auch der Geschichte diejenige Einkleidung zu geben und, wo sich Gelegenheit dazu fand, solche Betrachtungen und Nutzanwendungen einzuweben gesucht, welche meinen Zwecken gemäß zu sein schienen. Jene Uebersetzung wird daher, für ihre Leser, durch meine Behandlungsart ebenderselben Geschichte, keinesweges entbehrlich gemacht. Sie enthält für ältere Leser noch immer manches Wissenswürdige, welches bei meiner Bearbeitung, wenn diese zweckmäßig sein sollte, weggelassen werden mußte.

Eben dieses gilt auch von:

Barrow's Reise durch die inneren Gegenden des südlichen Afrika, aus welcher das dritte kleine Stück genommen ist. Diese gehörte größtentheils nicht in die gegenwärtige Sammlung, weil das Meiste, was sie enthält, meinen jungen Lesern aus Vaillant's Reise, die sich in meiner ersten Sammlung befindet, schon hinlänglich bekannt ist. Etwas aber darin kann allerdings für eine schätzbare Ergänzung der Vaillantschen Bemerkungen, auch für jüngere Leser, gelten. Dies sind die genauern und vollständigern Nachrichten, welche uns der Verfasser von den Kaffern und von den Buschmännern giebt, über welche Vaillant uns nicht viel Befriedigendes erzählen konnte, weil er das Land der ersten nur an der Grenze berührte, bis zu den Schlupfwinkeln der letzten aber gar nicht vordrang. Diese ergänzenden Nachrichten glaubte ich daher aus Barrow's Reisebeschreibung ausheben und meiner Sammlung einverleiben zu müssen. Beide füllen nur wenige Bogen an, aber sie sind, wenn

mein Gefühl mich nicht getäuscht hat, so anziehend, daß ich mir mit ziemlicher Zuversicht den Dank meiner jungen Leser dafür versprechen darf.

In dem nächsten Bändchen werde ich, wenn Gott Leben und Gesundheit schenkt, ihnen wol erst von einer eigenen Reise zu erzählen haben. Braunschweig, den 20sten des Wandelmonats 1802.

Der Verfasser.

I.

Geschichte eines Schiffbruchs,

welchen der

Englische Fähnrich Prentjes

in dem

Nordamerikanischen Meerbusen St. Laurenz

im Jahre 1780 litt.

Vorbericht.

Die merkwürdige Begebenheit, welche hier erzählt werden soll, fällt in die Zeit des Englisch-Amerikanischen Krieges, der über die Frage geführt wurde: ob die Nordamerikanischen Pflanzer ferner, wie bisher, Unterthanen des Königs von Großbritannien bleiben, oder, wie sie angefangen hatten, sich von jener Herrschaft losreißen und einen unabhängigen Freistaat bilden sollten? Das Kriegsglück, oder vielmehr die Tapferkeit der Amerikaner und die Klugheit ihrer Anführer entschieden, nach einem langen und blutigen Kampfe, für das Letzte. Sie wurden frei, und sind es noch.

In diesem Kriege war ein Englisches Heer von dem andern oft so weit entfernt, und durch feindliche Kriegsscharen dergestalt von aller Mittheilung abgeschnitten, daß die Feldherren es nicht selten schwer fanden, sich einander zu benachrichtigen, um nach einerlei Plane handeln zu können. Dies war unter andern auch im Jahre 1780 der Fall, da der in Kanada stehende General Haldimand kein anderes Mittel vor sich sah, dem Oberfeldherrn Clinton, welcher damahls in Neuyork sich befand, gewisse für den Fortgang des Krieges wichtige Nachrichten mitzutheilen, als sie ihm auf einem beträchtlichen Umwege zu Schiffe zuzuschicken. Ich bitte meine jungen Leser, hier erst eine Karte von Nordamerika vor sich hinzulegen.

Auf dem St. Laurenzstrome, welcher Kanada in nordöstlicher Richtung durchströmt, mußte das Schiff,

welches diese Nachrichten überbringen sollte, erst bis in den Meerbusen gleiches Namens segeln, sich dann südöstlich wenden, und so, zwischen Neuschottland auf der einen, und der Insel Neufundland auf der andern Seite hin, in das Atlantische Weltmeer laufen, um, von da an südwestlich steuernd, nach Neuyork zu segeln.

Zum Unglück war der Winter vor der Thür, und eine Fahrt durch jene nördlichen Gewässer konnte in dieser späten Jahrszeit nicht ohne große Gefahr unternommen werden. Aber da, wo der Dienst des Vaterlandes Etwas verlangt, kann die Gefährlichkeit des Unternehmens nicht in Betracht gezogen werden. Sie wurde auch hier nicht geachtet. Ein junger Offizier, der Fähnrich Prentjes, wurde zum Ueberbringer der Botschaft ausersehen. Man rüstete indeß, auf den Fall eines nur zu wahrscheinlichen Unglücks, zwei Schiffe eine Brigantine und eine Schnau, aus, damit, wenn das eine zu Grunde ginge, das andere die Fahrt fortsetzen, und eine an Bord desselben befindliche Abschrift der Briefschaften an Ort und Stelle bringen möchte. Ich füge nur noch hinzu, daß die Benennung des ersten Fahrzeuges ein kleines Kriegsschiff, welches durch Ruder und Segel zugleich bewegt wird, die des andern aber nur eine lange, schmale und platte, jedoch mit einem Verdecke versehene, Barke bezeichnet. Die Brigantine kann, wenn sie zum Kriege ausgerüstet wird, bis auf hundert Mann an Bord nehmen, die Schnau hingegen nur etwa fünf und zwanzig.

Und nun will ich den braven jungen Mann, der uns bald die größte Theilnahme einflößen wird, den Fähnrich Prentjes, seine grauenvollen Abenteuer selbst erzählen lassen.

Ich begab mich den 17ten des Reifmonats oder November 1780 an Bord der zu meiner Reise ausgerüsteten Brigantine, welche bei Quebeck, der Hauptstadt von Kanada, segelfertig vor Anker lag. Der Winter pflegt um diese Zeit in dem nördlichen Kanada schon in seiner ganzen Strenge einzutreten. Es war daher keine Stunde zu verlieren, wenn die Hoffnung, daß unsere Fahrt gelingen würde, nicht gänzlich dahinschwinden sollte; und wir gingen dem zu Folge, in Gesellschaft einer Schnau, welche uns begleiten sollte, sofort unter Segel.

Ohne irgend einen unangenehmen Zufall zu erfahren, erreichten wir nach einigen Tagen die vom Laurenzstrome umflossene Insel Orleans. Aber hier wurden wir, zu unserm lebhaften Verdrusse, sechs Tage lang durch widrige Winde aufgehalten. Es fror schon so stark, daß der Strom, längs den Ufern hin, bereits mit dickem Eise belegt war. O wie sehnten wir uns, während dieser traurigen Liegezeit, nach einer Veränderung des Windes, weil mit jedem Tage das gänzliche Zufrieren des Stroms, folglich auch die Unmöglichkeit der Fortsetzung unserer Reise, zu besorgen stand! Und doch hätte uns nichts Glücklicheres, als gerade dieses, begegnen können. Traurige Folge unserer Kurzsichtigkeit, daß wir so selten wissen, was uns gut und was uns schädlich ist!

Sobald der Wind, unsern heißen Wünschen gemäß, sich endlich umgesetzt hatte, gingen wir wieder unter

Segel, und erreichten bald darauf die Mündung des Stroms. Hier bemerkten wir, daß unser Schiff, von den Stößen und Reibungen der Eisschollen, einen Leck bekommen hatte. Da dieser indeß nicht von Belang zu sein schien, so nahmen wir ihn nicht sonderlich zu Herzen. Allein bald, nachdem wir in den Meerbusen ausgelaufen waren, vergrößerte sich derselbe so beträchtlich, daß zwei unserer Pumpen unaufhörlich arbeiten mußten, und doch nicht in Stande waren, das eindringende Wasser ganz wieder hinauszuschaffen. Es blieb vielmehr, trotz alles Pumpens, zwei Fuß hoch im untern Schiffsraume stehen.

Zum Unglück war unser Fahrzeug schlecht bemannt; denn sechs Reisende, den Schiffsführer oder Kapitän und mich mitgerechnet, waren unser in allen nicht mehr als neunzehn Personen an Bord, welches um die Hälfte weniger war, als unter so mißlichen Umständen der Dienst erfodert hätte. Zu noch größerem Unglücke war der Kapitän, von dessen Wachsamkeit und Sorgfalt das Meiste abhing, ein fauler Gauch, der nicht aus seiner Kajüte kam, und fast immer betrunken war. Um endlich das Maß unsers Mißgeschickes vollzumachen, nahm die Kälte dergestalt überhand, und das Eis häufte sich so sehr um das Schiff her an, daß wir besorgen mußten, gänzlich davon eingeschlossen und am Weitersegeln gehindert zu werden.

Verschiedene Tage und Nächte hindurch hatte die kleine Zahl unserer Bootsleute nun schon unaufhörlich pumpen müssen, als zur Beschleunigung unsers Unterganges auch ein heftiger Sturmwind sich aufmachte, und dem schon baufälligen Fahrzeuge so gewaltsam zusetzte, daß das Wasser immer stärker eindrang. Schon stand es vier Fuß hoch im Schiffe, als die Matrosen,

erschöpft von Arbeit, Kälte und Wachen, die Arme sinken ließen, und geradezu erklärten, daß sie weiter nicht mehr arbeiten könnten und wollten. Denn, sagten sie, da der Untergang des Schiffes doch nun einmahl unvermeidlich sei, so wollten sie lieber auf diese Art bald sterben, als sich langsam und unnützer Weise zu Tode quälen.

Da auf die Mitwirkung des fahrlässigen und betrunkenen Kapitäns gar nicht zu rechnen war, so trat ich nunmehr an seine Stelle, und suchte die erschöpfte Mannschaft, theils durch Wein, den ich unter sie austheilte, wieder zu beleben, theils durch gute Worte und Versprechungen zu bewegen, wieder an die Arbeit zu gehen. Es gelang mir; und ungeachtet das Wasser unterdeß schon wieder einen Schuh höher gestiegen war, so griffen die Leute sich doch nun so wacker an, daß wir die Freude hatten, es wieder unter drei Fuß hoch sinken zu sehen.

Es war jetzt der dritte des Wintermonats oder Dezembers. Winter und Kälte nahmen noch immer zu; mit ihnen der Leck. Große Eisstücken hängten sich an die Seiten des Schiffes, und machten den schon schwerfälligen Gang desselben noch immer schwerfälliger. Daraus erwuchs eine neue Arbeit für uns; denn sollte die Bewegung des Schiffes nicht endlich ganz gehemmt werden, so mußten diese Eisschollen entzweigestoßen und abwärts geschoben werden. Und doch reichten alle unsere Arme und Kräfte kaum noch hin, die Pumpen in Bewegung zu erhalten.

Die Schnau, welche uns von weiten folgte, war, wo möglich, in einer noch schlimmern Lage. Durch die Unwissenheit ihres Steuermanns, war sie auf Klippen gerathen, und dadurch sehr verletzt worden. Ein dichtes

Schneegestöber, welches bis jetzt noch gefehlt hatte, um unser Elend vollständig zu machen, trat nunmehr auch ein, und machte es den beiden Schiffen unmöglich, einander zu sehen. Um indeß doch einige Gemeinschaft zu unterhalten, wurde von einer halben Stunde zur andern eine Kanone abgefeuert. Helfen konnten wir uns übrigens einander nicht, denn jedes der beiden Schiffe war mit eigener Noth zu sehr beschäftigt, als daß es dem andern hätte zu Hülfe kommen können. Die Schnau hörte auch bald auf, uns zu antworten; sie war mit der darauf befindlichen Mannschaft gesunken! Zu jeder andern Zeit würde das Schicksal der armen Menschen uns erschüttert haben; jetzt aber, da wir einem ähnlichen Ausgange unserer Leiden mit jeder Stunde entgegensehen mußten, war es uns völlig gleichgültig.

Der Sturmwind wurde immer wütender, der Wogenschlag immer gewaltiger, das Schneegestöber immer dichter, die Kälte unerträglicher, die Mannschaft kraftloser und verzagter. Wir konnten nicht mehr von einem Bord des Schiffes bis zum andern sehen. In diesem gräulichen Zustande rief der Steuermann, daß wir uns nahe bei den Magdalenen-Inseln befinden müßten. Diese Inseln, welche die Leser auf jeder guten Karte von Nordamerika in dem St. Laurenzbusen angegeben finden, bestehen aus einer Menge, theils aus dem Meere hervorragender, theils unter dem Wasser verborgener Klippen, bei welchen schon manches Schiff seinen Untergang fand. Auch wir erwarteten nun, den unsrigen dabei zu finden. Denn nicht lange, so hörten wir das schreckliche Getöse der an diesen Klippen sich brechenden Wogen; und als das Schneegestöber ein wenig nachließ, bemerkten wir, daß die größte von diesen Felseninseln, der todte Mensch genannt, uns

schon ganz nahe war. Es hätte uns, da wir uns doch einmahl für verloren hielten, gleichgültig seyn können, ob wir an dieser oder an einer der andern Klippen-Inseln zu Grunde gingen; allein glücklicher Weise wirkt unter solchen Umständen der jeder Menschenbrust eingepflanzte Erhaltungstrieb mächtiger, als die Vernunft. Wir boten den ganzen Ueberrest unserer schwachen Kräfte auf, um dieser nächsten Gefahr zu entgehen, ungeachtet wir beinahe mit Gewißheit voraussetzen mußten, daß wir in eben dem Maße, wie wir von dieser uns zu entfernen suchten, einer andern entgegengingen. Wir entgingen indeß, über alles unser Hoffen, nicht bloß dieser, sondern den sämmtlichen Klippen-Inseln glücklich, und erreichten, zu unserer eigenen Verwunderung, wieder freies Meer. Dieser unverhoffte Erfolg belebte unser Schiffsvolk noch einmahl mit neuem Muthe. Sie faßten noch einmahl Hoffnung, und fingen wieder an zu arbeiten.

Auf diesen angstvollen Tag folgte eine sehr stürmische, schwarze und grauenvolle Nacht; allein auch diese sollte noch nicht entscheidend für uns werden. Schon sahen wir dem Morgen entgegen, als gegen fünf Uhr eine ungeheure Welle auf das Schiff stürzte, die Kammer des Steuermanns mit Wasser anfüllte, und den starken Balken, an welchem das Ruder befestiget wird (der Steven genannt), etwas aus seiner Lage rückte, wodurch ein neuer, sehr beträchtlicher Leck entstand. Diesen suchten wir, in Ermangelung besserer Hülfsmittel, mit großen Stücken Rindfleisch zu verstopfen. Allein man kann denken, wie fruchtlos diese Bemühung blieb! Die bestürzte Mannschaft hatte darüber einige Augenblicke aufgehört, an den Pumpen zu arbeiten; und — so groß war die Kälte — als sie sich jetzt ie-

der anstellte, um, wo möglich, auch dem neuen Lecke entgegenzuarbeiten, waren die Pumpen unterdeß schon so festgefroren, daß man es unmöglich fand, sie wieder in Bewegung zu bringen.

Jetzt schwand auch der lezte Schimmer von Hoffnung, das Schiff zu erhalten, gänzlich dahin. Unser einziger Wunsch konnte nur noch der sein, daß es nicht eher sinken oder zertrümmert werden möchte, als bis wir die Insel St. Johann, der wir nahe zu sein vermutheten, erreichen und gegen die Küste derselben geworfen werden könnten. Unser größtes Unglück war aber jetzt, daß wir völlig unthätig bleiben und uns von nun an bloß leidentlich verhalten mußten. So lange man sich noch gegen das Verhängniß stemmen, noch irgend Etwas thun kann, dem Unglücke vorzubeugen, oder es zu vermindern, hat man auch noch Kraft, es zu ertragen; aber wehe dem armen Menschen, der in einer verzweiflungsvollen Lage sich zu gänzlicher Unthätigkeit verdammt sieht! Dies war der traurige Fall, worin wir uns jetzt befanden. An den Pumpen zu arbeiten, war nicht mehr möglich, und selbst zu steuern durften wir nicht mehr wagen, denn wir wußten ja nicht, wohin? und mußten überdas besorgen, daß die geringste Bewegung des Steuerruders den am Steven entstandenen Leck vergrößern möchte. Wir überließen uns also dem Winde und den Wellen, und da diese alle Augenblicke sich über das Verdeck wälzten und mächtige Eisklumpen mit sich führten, so sahen wir uns genöthiget, in die Kajüte zu flüchten, und hier den Augenblick unsers Unterganges mit Ergebung abzuwarten.

In dieser schrecklichen Lage hatten wir, zwischen Tod und Leben schwebend, schon einige Stunden ausgehalten, als der Himmel sich plötzlich aufklärte, und

wir in einer Entfernung von ungefähr einer halben Deutschen Meile vor uns Land erblickten. Der erste Anblick desselben machte uns freilich Freude, allein wir durften nur einen Augenblick die Augen auf dieses Land richten, um sogleich überzeugt zu werden, daß durch seine Nähe unsere hoffnungslose Lage im mindesten nicht verbessert wurde. Es war nämlich, so weit das Auge reichte, mit einer Vormauer von ungeheuern Eisklippen umgeben, an welchen die tobenden Wogen sich schrecklich brachen. Wie sollten wir durch diese hindurchkommen, da wir, wenn auch irgendwo eine Oeffnung sich gezeigt hätte, unvermögend waren, das Schiff zu lenken! Dieses war jetzt so voll Wasser, und wurde von den Wellen so gewaltsam hin- und hergeworfen, daß es schon längst hätte sinken müssen, wenn es schwerer beladen gewesen wäre. Die Schaluppe auszusetzen, war theils, des stürmischen Wetters wegen, unthulich, theils aber auch nicht rathsam, weil sie uns doch nicht Alle hätte aufnehmen können, und weil keine Möglichkeit sich zeigte, die Küste mit ihr zu erreichen. Es schien, daß wir uns dem Lande bloß deßwegen hätten nähern sollen, um im Angesichte desselben nur desto schmerzhafter umzukommen.

Indessen wurde des Schiff, ohne unser Zuthun, der Küste mehr und mehr zugetrieben, und plötzlich erhielt es einen so gewaltigen Stoß, daß der Mast umstürzte, doch glücklicher Weise so, daß Niemand dadurch beschädigt wurde. Es war gestrandet. Auch das Steuerruder wurde in diesem Augenblicke mit solcher Gewalt aus seiner Lage gerissen, daß es einen der Bootsknechte beinahe erschlagen hätte. Die Schiffswand am Hintertheile war geborsten, und das einstürzende Wasser jagte uns aus der Kajüte aufs Verdeck, wo wir uns an dem

Tauwerke halten mußten, um nicht weggespült zu werden.

Ich maß jetzt mit meinen Blicken unsern Abstand vom Lande. Er schien nur ungefähr funfzig Ruthen zu betragen. Ein Versuch, ob wir uns durch die Schaluppe würden retten können, schien jetzt minder unvernünftig zu sein; auch blieb uns sonst nichts mehr übrig, weil das zertrümmerte Schiff mit jedem Augenblicke gänzlich in Stücke zu zerfallen drohte. Ich ließ sie daher aussetzen, welches unsägliche Mühe kostete, weil sie von innen und außen ganz vereiset war, und nur einige wenige Matrosen dabei Hand anlegen konnten. Die meisten hatten sich nämlich, um die Todesangst zu vertreiben, bis zu Betäubung betrunken. Ich theilte unter die ersten etwas Brantwein aus, und fragte sie dann, ob sie es wagen wollten, mit mir ans Land zu gehen? Nur zwei von ihnen konnten sich dazu entschließen. Diesen gesellte sich noch der Steuermann und ein junger Reisender bei; die übrigen fanden das Wagstück gar zu gefährlich.

Gleich beim Anfange unsers Mißgeschicks hatte ich die mir anvertraüten Briefschaften in einem Schnupftuche um den Leib gebunden, damit sie nicht anders, als mit meinem Leben verloren gehen könnten. Jetzt, als ich in die Schaluppe springen wollte, ergriff ich eine Axt und eine Säge, um sie mitzunehmen; an alles Andere dachte ich nicht. Die Vorsicht meines Bedienten ging weiter; er nahm nämlich einen Beutel mit 180 Guineen aus meinem Koffer mit; ein Umstand, der uns in der Folge ganz wohl zu Statten kam. Der junge Reisende hatte das Unglück, fehlzuspringen, und fiel in die See. Nur mit genauer Noth gelang es unsern von Kälte ganz erstarrten Händen, ihn zu retten.

In dem Augenblicke, da wir abstoßen wollten, änderten verschiedene von Denen, welche sich bisher geweigert hatten, die Gefahr mit uns zu theilen, ihren Entschluß, und baten uns, sie mitzunehmen; allein ich war jetzt zu sehr überzeugt, daß das Unternehmen unmöglich gelingen könne, wenn die Schaluppe noch mehr belastet würde, als daß ich es nicht hätte für Pflicht halten sollen, die Regungen des Mitleids diesmahl zu unterdrücken, und so ließ ich abstoßen. Es zeigte sich auch bald, daß ich über diese nothgedrungene Härte keine Reue zu empfinden brauchte; denn eine ungeheure Welle, welche uns einholte, warf so viel Wasser in die Schaluppe, daß wir der Gefahr, zu sinken, nur mit genauer Noth entgingen. Ein einziger Mensch mehr am Bord, und wir wären ohne Rettung verloren gewesen. Eine zweite Welle ergriff uns, und warf uns mit der größten Heftigkeit ans Ufer.

Unsere erste Empfindung war Freude; wir umarmten uns, und wünschten einander Glück zu unserer Rettung. Ach! wir bedachten nicht, daß wir der einen Todesgefahr vielleicht nur darum entronnen waren, um einer andern, noch viel schrecklicheren, zu unterliegen! Das Erste, was uns in dem Genusse dieser Freude störte, war das Angstgeschrei unserer armen, auf dem Schiffe zurückgebliebenen Gefährten, welches durch das Brausen der tobenden Wellen fürchterlich zu unsern Ohren drang. Wie schmerzte es uns, in der unbedingten Unmöglichkeit zu sein, irgend Etwas zu ihrer Rettung zu thun! Das Boot war nämlich so gewaltsam gegen den Strand geworfen worden, daß fast alle seine Fugen auseinandergegangen waren.

Die Nacht brach jetzt herein, und unsere nächste Sorge war nunmehr, wie wir uns vor dem Erfrieren

schützen sollten. Es hatte zwar Einer unter uns die Besonnenheit gehabt, ein Feuerzeug mitzunehmen; allein unglücklicher Weise war dieses durch die letzte Welle ganz durchnäßt, und folglich unbrauchbar geworden. Es blieb uns daher nichts übrig, als der Erstarrung durch unaufhörliche Bewegung entgegenzuarbeiten. Ein kleines Gehölz, welches sich in einer mäßigen Entfernung zeigte, versprach uns etwas Schutz gegen den schneidenden Nordwind; wir eilten also dahin.

Der hohe Schnee machte das Gehen sehr beschwerlich; gleichwol durften wir, wenn wir nicht erfrieren wollten, weder stillstehen, noch uns niedersetzen. Dies sagte ich meinen Unglücksgefährten, und beschwor sie, die ganze Nacht hindurch mit mir in Bewegung zu bleiben, wie stark und dringend die Neigung zur Ruhe und zum Schlafe auch immer werden möchte. Allein der junge Reisende, dessen ganz durchnäßte Kleider ihm auf dem Leibe zu Eis gefroren waren, konnte der einschläfernden Wirkung der Kälte nicht widerstehen. Alles Bitten und alle Vorstellungen blieben fruchtlos; er sank uns unter den Händen nieder, und so oft wir ihn auch wieder aufrichteten, so waren wir doch nicht vermögend, ihn auf den Beinen zu erhalten. Wir mußten ihn endlich, wenn wir nicht selbst erstarren wollten, dem todähnlichen Schlummer überlassen.

Nachdem ich mit großer Anstrengung eine halbe Stunde lang umhergelaufen war, fühlte ich selbst einen so mächtigen Hang zum Schlaf, daß ich Mühe hatte, mich aufrecht zu erhalten. Ich widerstand ihm indeß, und als ich wieder zu der Stelle kam, wo ich den jungen Menschen zurückgelassen hatte, fuhr ich ihm mit der Hand übers Gesicht, und fand, daß es eiskalt war. Ich rief den Steuermann, und ließ auch ihn den Er-

starrten betasten. Wir waren beide der Meinung, daß er todt sei; allein er hörte noch, was wir sprachen, und sagte mit schwacher Stimme, daß er zwar noch lebe, aber die Annäherung seines Endes fühle. Er bat mich hierauf noch, für den Fall, daß ich am Leben bliebe und gerettet würde, seinen Vater in Neuyork von dem traurigen Schicksale, dem er erliege, zu benachrichtigen. Zehn Minuten darauf verschied er, und zwar, dem Ansehen nach, ohne alle Schmerzen. Wenigstens bemerkten wir nicht die mindeste Zuckung an ihm. Der Tod des Erfrierens war also, für ihn wenigstens, nicht so schrecklich, als er, einer herrschenden Meinung nach, sein soll.

Trotz dieses frischen Beispiels von der Tödtlichkeit der strengen Kälte, bei eingestellter Bewegung des Körpers, und bei dem alsdann unvermeidlichen Einschlafen, waren drei unserer übrigen Unglücksgefährten nicht vermögend, der Müdigkeit zu widerstehen. Da ich sah, daß es unmöglich war, sie aufrecht zu erhalten, schnitt ich Zweige ab, den einen für mich, den andern für den Steuermann. Mit diesen bewaffnet, stellten wir uns neben die Schlaftrunkenen, und schlugen, sobald sie die Augen schlossen, ohne Schonung auf sie zu. Auf diese Weise gelang es uns, sie vom Schlafe abzuhalten, und sie vor Erstärrung zu bewahren, indem wir uns selbst eine heilsame Bewegung machten.

Man kann denken, wie endlos uns diese gräuliche Nacht vorkommen mußte! Endlich brach das sehnlich gewünschte Tageslicht hervor, und ich eilte nun, von dem Steuermanne begleitet, nach dem Strande, um zu sehen, was aus dem gescheiterten Schiffe, und den darauf zurückgebliebenen Unglücklichen geworden sein möchte. Es hatte die Nacht über so sehr gestürmt, daß wir

mit größter Wahrscheinlichkeit erwarten mußten, Schiff und Mannschaft von den Wellen verschlungen zu finden. Allein zu unserm freudigen Erstaunen erblickten wir das Schiff nicht allein noch über Wasser, sondern auch so nahe an das Land getrieben, daß wir die Rettung der darauf befindlichen Menschen, sobald die Zeit der Ebbe eingetreten sein würde, jetzt nicht mehr für unmöglich hielten. Sobald daher dieser Zeitpunkt dawar, rief ich ihnen zu, daß sie ein Tau befestigen, und dann, Einer nach dem Andern, an diesem sich herablassen möchten, weil ihre Füße wahrscheinlich schon nahe bei dem Schiffe Grund fassen würden. Sie befolgten diesen Rath, und indem sie jedesmahl den Augenblick abwarteten, in welchem die Wellen sich von dem Strande zurückwälzten, kamen sie Alle, nur mit Ausnahme des Zimmermanns, glücklich ans Land. Dieser hatte entweder nicht den Muth, dem Beispiele seiner Gefährten zu folgen, oder er war, Trunkenheits halber, seiner noch nicht mächtig genug dazu.

Unsere Freude über diesen glücklichen Erfolg war sehr groß; sie wurde aber noch größer, da wir sahen, daß der Kapitän die Vorsicht gehabt hatte, sich mit einem Feuerzeuge zu versehen. Augenblicklich liefen wir Alle nach dem Walde, um sogleich Gebrauch davon zu machen. Einige suchten trocknes Holz, Andere fällten frisches, und bald loderte, unter allgemeinem Freudengeschrei, ein herrliches Feuer empor. Kein Genuß in der Welt konnte jetzt den unsrigen an Lieblichkeit übertreffen. Alle drängten sich heran, um ihre erstarrten Glieder aufthauen und von neuen beleben zu lassen; aber da dieses von den Meisten nicht mit der nöthigen Vorsicht und Mäßigung geschah, so mußten sie dafür auch durch die empfindlichsten Schmerzen büßen. Diese

waren so heftig, daß Einige davon in Zuckungen verfielen. Nur ich und der Steuermann blieben verschont, weil wir die ganze Nacht hindurch nicht aufgehört hatten, uns in steter Bewegung zu erhalten, und daher auch weniger erstarrt waren.

Als ich jetzt unsere Gesellschaft überzählte, fand ich, daß, außer dem Zimmermann, noch Einer fehlte. Es war Einer der Reisenden, der Kapitän Green, und ich erfuhr, daß er auf dem Schiffe sich dem Schlafe überlassen habe, und erfroren sei. Das Schicksal des noch lebenden Zimmermanns lag uns schwer auf dem Herzen. Ihm mit dem zerschlagenen Boote zu Hülfe zu kommen, war unmöglich. Wir mußten also die Rückkehr der Ebbezeit abwarten, und da gelang es uns endlich, den Unglücklichen zu bewegen, sich gleichfalls herabzulassen. Dies geschah aber nicht ohne große Schwierigkeit, weil er völlig kraftlos und beinahe schon erfroren war.

Die nächstfolgende Nacht brachten wir zwar etwas ruhiger, aber doch mit großer Beschwerde zu. So sorgfältig wir auch ein gutes Feuer zu unterhalten suchten, so konnte uns dieses doch nur von vorn erwärmen, indessen wir von der Seite und von hinten einem schneidend kalten Winde ausgesetzt waren. Dieser Wind war zugleich von einem so starken Schneegestöber begleitet, daß wir kaum Mittel fanden, das Feuer brennend zu erhalten. Damit war die große Unbequemlichkeit verbunden, daß unsere Kleider auf der Feuerseite von geschmolzenem Schnee ganz durchnäßt, von hinten aber mit dichten Schneeklumpen überdeckt wurden. Zu dem Allen gesellte sich nun auch das Gefühl des Hungers, welches wir bisher noch nicht empfunden hatten, und die bange Aussicht in eine Zukunft, die

sich, bei unserer gänzlichen Hülflosigkeit, in der gräßlichsten Gestalt unserer Einbildungskraft darstellte.

In diesem bangen Zustande brachten wir zwei Tage zu. Der heftige Wind und die wogende See machten jeden Versuch, an das Schiff zu kommen, um uns mit Lebensmitteln und andern Nothwendigkeiten zu versehen, unmöglich. Am dritten Tage erfolgte endlich, was wir schon lange erwartet hatten: der Sturm riß das Schiff vor unsern Augen auseinander. Alsobald versahen wir uns mit Stangen, und liefen eiligst nach dem Strande, um von den herumschwimmenden Sachen und Trümmern so viel zu retten, als wir konnten. Es glückte uns auch, einige Tonnen Pökelfleisch und eine ziemliche Menge Schiffszwieback, nebst einem kleinen Vorrathe von Zwiebeln, ans Land zu ziehen. Vornehmlich bemüheten wir uns, so viele Bretter zu bekommen, als wir nur immer erreichen konnten, um uns eine Hütte davon zu bauen. Davon hing, unter einem so rauhen Himmelsstriche und bei einer so strengen Jahreszeit, auch wenn wir mit Lebensmitteln nothdürftig versehen waren, unsere Erhaltung ab. Die aufgefischten Bretter wurden daher auch sogleich nach dem Walde geschafft, und ein Theil von uns stellte sich zum Bau der Hütte an, indeß die Uebrigen fortfuhren, Alles ans Land zu ziehen, was irgend für uns brauchbar zu sein schien.

Die Errichtung der Hütte erfoderte unsere höchste Anstrengung, weil die Meisten von uns so erstarrt waren, daß sie ihre Hände nicht zu gebrauchen vermochten. Allein das Glück dieses Tages, und die, nach langem Hunger eingenommene Nahrung belebten uns mit neuem Muthe, und erhöhten unsere Kräfte, so daß das Werk gegen Abend schon ziemlich weit gediehen war. Wir fuhren beim Scheine unsers Feuers unverdrossen

fort, daran zu arbeiten, und so hatten wir gegen zehn Uhr die Freude, eine Wohnung vollendet zu sehen, die uns schon nothdürftigen Schutz gewähren konnte. Sie war gegen zwanzig Fuß lang, und zehn Fuß breit. Freilich fehlte noch viel daran, daß sie uns gegen Wind und Kälte vollkommen hätte schützen können; allein was heute noch nicht möglich gewesen war, hofften wir morgen zu leisten, und so brachten wir diese Nacht in einem ganz leidlichen Zustande zu.

Nachdem wir Alles, was von dem gescheiterten Schiffe dem Lande zugetrieben war, geborgen, und die Ausbesserung unserer Hütte nach Möglichkeit vollendet hatten, fingen wir an, unsern Mundvorrath zu berechnen, und das Maß zu bestimmen, welches Jedem täglich gereicht werden sollte. Der Zwieback war leider vom Seewasser durchnäßt und gänzlich verdorben; es blieben also nur die Zwiebeln und das Pökelfleisch zur Vertheilung übrig, und es wurde festgesetzt, daß Jeder täglich vier Stück von jenen, und ein Viertelpfund von diesem erhalten solle. Freilich eine kärgliche Nahrung, die nur eben hinreichte, unser armseliges Leben zu fristen; aber da nicht vorauszusehen war, wie lange wir hier würden bleiben müssen, so durfte nicht mehr dazu bestimmt werden.

Einige Tage nachher legte sich endlich der Wind, der bis dahin unaufhörlich getobt hatte. Noch ragte ein übriggebliebener Theil des Schiffswracks über dem Wasser hervor. In der Hoffnung, daß wir vielleicht noch Etwas von der Ladung retten könnten, besserten wir, so gut wir konnten, das Boot aus, und fuhren dahin. Zu unserer großen Freude erhaschten wir auch wirklich noch eine Tonne mit 120 Pfund Pökelfleisch, zwei Kisten Zwiebeln, drei Flaschen Kanadischen Balsam und

eine mit Oel, nebst einigen andern Sachen von minderer Bedeutung. Dieser glückliche Fund setzte uns in den Stand, unsern täglichen Mundtheil um vier Zwiebeln zu vergrößern.

Die Wunden Derjenigen unter uns, welche Glieder erfroren und sich mit Schnee zu reiben vergessen hatten, verschlimmerten sich mit jedem Tage. Die Haut lös'te sich gänzlich davon ab, und unbeschreibliche Schmerzen waren die Folge davon. Der Zimmermann, welchem beide Füße erfroren waren, starb zuerst. Einer der Bootsleute, und des Steuermanns Gehülfe, folgten ihm. Die einzige, uns mögliche Art, ihre Leichname zu bestatten, war, daß wir sie mit Zweigen bedeckten, weil wir weder Schaufel, noch Hacke hatten, die Erde auch über das zu fest gefroren war, als daß wir ein Grab hätten aufwerfen können. Ihr Tod ging uns nicht sehr zu Herzen; denn theils hatte das Leben für uns selbst jetzt wenig Reiz, theils war die Verminderung der Gesellschaft ein Glück für die Uebrigbleibenden, weil wir an Nahrungsmitteln gewannen, was die Gestorbenen, wenn sie leben geblieben wären, verzehrt haben würden. Auch zeigte es sich in der Folge, daß wir, ohne diesen Abgang, sämmtlich verloren gewesen, oder uns einander selbst unmenschlicher Weise anzufallen gezwungen worden wären.

Der Steuermann und ich stellten oft kleine Wanderungen in die umliegenden Gegenden an, um zu sehen, ob wir nicht irgendwo Spuren von Bewohnern dieser Insel entdecken könnten. Aber Alles, was wir fanden, waren einige Fährten von Elendthieren und anderem Wilde; eine Entdeckung, die uns wenig Trost gewährte, weil wir weder mit Gewehr, noch mit Schießbedarf versehen waren. Endlich, da wir einen kleinen, jetzt

zugefrornen, Fluß verfolgten, kamen wir zu unserer großen Freude an eine Stelle, wo erst kürzlich Indier gewesen sein mußten, weil wir einen sogenannten Wigwham, d. i. eine nach Indischer Art verfertigte Hütte, vorfanden, an welcher die Baumrinde, womit die Wohnungen der Wilden bedeckt werden, noch ganz frisch war. Eine neben der Hütte an Stangen aufgesteckte Elendshaut verstärkte unsere Hoffnung, und wir liefen nun eifrig umher, um die Eigenthümer der Hütte aufzusuchen. Aber alle unsere Bemühungen blieben fruchtlos; es war weiter keine Spur von ihnen zu entdecken.

Der einzige Trost, der uns hiebei übrig blieb, war die Vermuthung, daß Diejenigen, welche die Hütte erbaut hatten, vielleicht nur von Zeit zu Zeit hieherzukommen pflegten, um in dieser Gegend der Jagd obzuliegen, und daß sie also vielleicht nach einiger Zeit wieder zurückkehren würden. In dieser Hoffnung befestigte ich eine aus Baumrinde ausgeschnittene Hand dergestalt an einer aufgestellten Stange, daß sie nach unserm Aufenthaltsorte hinzeigte. Um die Indier, wenn sie zurückkommen würden, noch mehr zu bewegen, dieser Handweisung nachzugehen, nahmen wir auch die Elendshaut mit, und so kehrten wir, von guter Hoffnung beflügelt, zu unsern Gefährten zurück. Auch diese schöpften aus unserer Entdeckung neue Hoffnung, und so brachten wir diesen Abend und einige folgende Tage in einer erträglichen Gemüthsstimmung hin.

Allein die Indier kamen nicht, und unser Vorrath wurde mit jedem Tage kleiner. Unsere Gesellschaft bestand jetzt noch in vierzehn Personen, und aus einer Berechnung der noch übrigen Lebensmittel ergab sich die traurige Gewißheit, daß sie zur höchsten Nothdurft

nur noch auf sechs Wochen ausreichen würden. Wollten wir uns nun nicht der Gefahr aussetzen, nach Verlauf derselben der schrecklichsten aller Todesarten, der des Hungers, zu erliegen, so mußte irgend Etwas geschehen, wodurch möglicher Weise unsere Rettung bewirkt werden könnte. Ich ermannte mich daher, und schlug vor, daß ich mit Denen, welche Muth und Kraft genug besäßen, mich zu begleiten, die Hütte verlassen, und in der Schaluppe, längs der Küste hin, auf Entdeckung auslaufen wolle.

Dieser Vorschlag erhielt allgemeinen Beifall; allein es war leichter, ihn zu thun, als auszuführen. Das Boot bedurfte, wenn es einer Fahrt zwischen schwimmenden Eismassen hin nur einigermaßen gewachsen sein sollte, einer wesentlicheren Ausbesserung, als diejenige war, die wir bis dahin mit ihm hatten vornehmen können, und selbst dann, wenn wir damit auch zu Stande kamen, blieb das Unternehmen in einer so rauhen und stürmischen Jahreszeit doch immer noch sehr gewagt. Bei jedem neuen Sturme, der uns auf dem Meere traf, mußten wir erwarten, das alte baufällige Fahrzeug von den mit ungeheuren Eisklumpen bewaffneten Wogen umgestülpt und zertrümmert zu sehen. Allein unsere Lage war so verzweifelt, daß keine Gefahr uns abhalten durfte, ein Unternehmen zu wagen, welches möglicher Weise zu unserer Rettung führen konnte.

Das Boot mußte, um die See halten zu können, durchgängig kalfatert werden. Nun hatten wir zwar Werg, aber an Theer und Pech fehlte es uns gänzlich. Es fiel mir ein, daß der geborgene Kanadische Balsam vielleicht die Stelle desselben vertreten könnte, wenn es mir gelänge, ihn am Feuer einzudicken. Ich stellte

sofort einen Versuch damit an, und dieser gelang. Nun wurde die Ausbesserung des Boots mit vereinigten Kräften und mit dem lebhaftesten Eifer betrieben. Als wir damit fertig waren, entstand die Frage: welche meiner Unglücksgefährten mich nun begleiten sollten? Nur Wenige waren im Stande dazu, und unter diesen hatten nur der Kapitän, der Steuermann, zwei Bootsleute und mein Bedienter das Herz, sich dazu anzubieten. Mich wählte man einstimmig zum Anführer, ungeachtet ich der Jüngste von Allen war.

Wir schritten hierauf zur Theilung der noch übrigen Lebensmittel. Ungeachtet wir, die wir allen Beschwerden einer höchstgefährlichen Reise uns für das allgemeine Beste aussetzen wollten, mehr gebrauchten, und, billiger Weise, auch mehr verdienten, als Diejenigen, welche unterdeß der Ruhe pflegen konnten, so thaten wir doch freiwillig Verzicht auf jeden Vorzug, und zerlegten den gesammten Vorrath in vierzehn gleiche Theile. Es fand sich, daß wir, um sechs Wochen damit auszureichen, täglich nicht mehr, als ein Viertelpfund Pökelfleisch und ein paar Zwiebeln zu verzehren hatten.

Mit diesem armseligen Vorrathe traten wir denn den 4ten Jänner die gefahrvolle Reise wirklich an. Bei der Trennung von unsern Gefährten empfahlen wir uns gegenseitig der göttlichen Obhut, ungewiß, ob wir uns je einander wiedersehen würden.

Nachdem wir durch Segeln und Rudern ungefähr acht Meilen zurückgelegt hatten, setzte der Wind sich um, und trieb uns in eine große Bucht, wo wir, unvermögend weiter zu segeln, ans Land gehen mußten. Wir schifften sogleich unsere Lebensmittel aus, und zogen das Boot so weit auf den Strand, daß die Wellen

es nicht mehr erreichen konnten. Dann waren wir darüber aus, uns für die Nacht eine Hütte von Zweigen zu erbauen, fällten Holz, und zündeten ein Feuer an, um uns zu erwärmen. Den Boden der Hütte bedeckten wir, statt der Streu, mit kleinem Reisholze zur Lagerstätte.

Als wir damit fertig waren, und nun etwas Nahrung zu uns nahmen, bemerkte ich in mäßiger Entfernung einen kleinen Hügel ohne Bäume, welcher das Ansehen hatte, daß man von da herab einen Theil der umliegenden Gegend werde überschauen können. Da nun der Abend noch nicht so nahe war, so beredete ich zwei meiner Gefährten, mich dahin zu begleiten. Auf dem Wege dahin, längs dem Strande, kamen wir an eine Stelle, wo eine halbverbrannte Fischerbarke von Neufundland im Sande lag. Dieser Anblick belebte unsere Hoffnung, und mit verdoppelten Schritten eilten wir nun dem Hügel zu. Jetzt hatten wir ihn erreicht, und erblickten von oben herab, zu unserer unbeschreiblichen Freude, einige Hütten, welche höchstens eine halbe Stunde weit von da entfernt lagen. So ermüdet wir uns auch fühlten, so konnten wir doch der Begierde, eine so herrliche Entdeckung zu vollenden, unmöglich widerstehen. Wir liefen hin, kamen an, und ach! — weg war unsere Freude! die Hütten standen leer; keine Spur von Bewohnern! Es waren, dem Ansehen nach, Schifferhütten, die aber schon seit einigen Jahren nicht mehr gebraucht zu sein schienen.

Traurig kehrten wir zu unsern Gefährten zurück. Die Nacht war stürmisch, und am folgenden Morgen war die Bucht mit so vielem Treibeise angefüllt, daß wir es nicht wagen durften, uns wieder einzuschiffen. Der Sturm hielt drei Tage an. Als ich in der dritten

Nacht erwachte, hörte ich zwar das Sausen des Windes, aber nicht mehr das damit verbundene Geräusch der Wellen, und weckte den Steuermann, um ihn diese Veränderung gleichfalls bemerken zu lassen. Wir standen Beide auf, und liefen aus Neugier an den Strand. Hier sahen wir, bei hellem Mondscheine, daß die ganze Oberfläche des Meeres unbeweglich still stand, und mit Eise belegt war, welches der Sturmwind an verschiedenen Stellen zu ganzen Bergen in die Höhe getrieben hatte. Jetzt entfiel uns beinahe aller Muth; denn nunmehr war es — und wer konnte wissen, wie lange? — eben so unmöglich, unsere Fahrt fortzusetzen, als wieder zu unsern Gefährten in der Bretterhütte zurückzukehren, wo wir doch gegen die Kälte besser geschützt gewesen wären. Unsere Lage war jetzt in hohem Grade schrecklich.

Noch zwei Tage mußten wir darin aushalten, und mit allen Gräueln der Verzweiflung kämpfen; als endlich, am neunten Jänner, der Sturmwind sich legte. Am folgenden Tage erhob sich ein dem bisherigen entgegengesetzter Wind, der das Eis zerbrach, und es aus der Bucht hinaus in das offene Meer trieb. Allein ungeachtet das Wasser dadurch wieder frei wurde, so hielt doch der Sturm noch zwei Tage lang mit solcher Heftigkeit an, daß wir es nicht wagen durften, uns wieder einzuschiffen. Endlich trat eine gelindere Witterung ein, und wir eilten nun, aufs neue unter Segel zu gehen, und unsere Fahrt fortzusetzen.

Als wir einige Meilen zurückgelegt hatten, stieg eine hohe Landspitze vor uns auf. Diesseit derselben bildete die ganze Küste eine so steile und hohe Felsenwand, daß wir eher keine Möglichkeit zum Landen vor uns sahen, als bis wir jenes Vorgebirge würden zurück-

gelegt haben. Allein das war weiter, als wir mit unsern erschöpften Kräften kommen zu können hoffen durften. Unser Boot hatte einen beträchtlichen Leck bekommen; die Hälfte unserer Gesellschaft mußte daher unaufhörlich Wasser ausgießen, indeß die andere Hälfte sich durch Rudern entkräftete. Alle fühlten sich dadurch so sehr erschöpft, daß wir nur mit der höchsten Anstrengung die Fahrt fortsetzen konnten.

Erst gegen Mitternacht erreichten wir die Landspitze; aber auch diese war so schroff, daß wir es unmöglich fanden, ans Land zu gehen. Wir mußten also weiter rudern, und erst gegen zwei Uhr erreichten wir eine Stelle, wo das Ufer sich besteigen ließ. Allein auch hier, wie mühselig! Die steinige Küste erhob sich von der Oberfläche des Wassers an, und machte es unmöglich, das Boot auf den Strand zu ziehen. Wir mußten es also den anschlagenden Wellen Preis geben, die es in jedem Augenblicke zu zertrümmern drohten, indeß wir selbst halb erfroren und höchst ermattet die steinige Anhöhe hinaufkrochen.

Ueberall nichts als Felsenstücke und Schnee! Kein schützender Baum, kein Gesträuch, um uns ein nothdürftiges Obdach zu gewähren! Wir konnten uns — man kann denken, wie unvollkommen! — nur unter unserm von Eise starrenden Segel bergen, indeß der Schnee sich drei Fuß hoch um uns her anhäufte. Nur einige Zweige und Stämme, welche das Meer auf den Strand geworfen hatte, setzten uns in den Stand, ein Feuer anzumachen, dessen Unterhaltung aber, des vielen Schnees wegen, sehr schwierig war.

In dieser scheußlichen Lage mußten wir zehn Tage aushalten; können meine Leser sich einen Begriff davon machen, was das sagen wolle? Unmöglich! — Am

21sten Jänner wurde das Wetter gelinder, und wir eilten sogleich an den Strand, um den Zustand unsers Boots zu untersuchen. Ach! es war so sehr zerschlagen, daß es ohne eine gänzliche Ausbesserung nicht mehr gebraucht werden konnte. Diese ging aber über unser Vermögen, weil der Balsam, der uns statt des Theers gedient hatte, verbraucht war. Wir mußten also die fernere Wasserfahrt aufgeben, und auf andere Mittel zu unserer Rettung sinnen.

Da wir weder das Boot ausbessern, noch die Felsenwände vor uns ersteigen konnten, so blieb uns weiter nichts übrig, als zu versuchen, ob wir auf dem Eise, welches sich längs der Küste hin angesetzt hatte, fortkommen könnten. Der Steuermann und ich machten den ersten Versuch, und kamen bis zu einer Stelle, wo auf sandigem Grunde ein Fluß ins Meer strömte. Hier sahen wir mit schmerzlicher Reue, daß wir unser Boot hätten erhalten können, wenn wir neulich, statt auf der Felsenküste zu landen, bis hieher gefahren wären. Auf die Frage, was nun jetzt zu thun sei? bot sich zwar eine dichte Waldung dar, welche von hieraus zugänglich war, allein wie sollten wir, ohne die Hoffnung, eine Hütte daselbst zu finden, uns in jene wilde Gegend wagen? Und wie sollten wir, bei unsern erschöpften Kräften, dahin kommen, da die Erde jetzt überall sechs Fuß hoch mit Schnee bedeckt war? Bekümmert und hoffnungslos kehrten wir zu unsern Gefährten zurück.

Alles Berathschlagen war jetzt fruchtlos. Es blieb uns augenscheinlich nur ein einziger Ausweg übrig, der, auf dem Eisrande, so weit wir könnten, vorzudringen, und zu versuchen, ob wir auf diese Weise vielleicht zu einer von Menschen bewohnten Hütte gelangen könnten?

Es wurde also beschlossen, uns den folgenden Morgen auf den Weg zu machen. Allein recht als wenn ein feindseliges Verhängniß unserer Ohnmacht und unsers Jammers spottete, mußte der Wind sich plötzlich nach Südwesten drehen, und ein so heftiges Regenwetter herbeiführen, daß nach einigen Stunden die Schneekruste geschmolzen und der Eisrand längs der Küste hin abgelöset war. So sahen wir also nunmehr auch den letzten Ausweg vereitelt, der uns noch offen gestanden hatte! Unser Zustand schien jetzt den höchsten Grad des Schauderhaften erreicht zu haben. Aber wir irrten uns. Es gab noch größere Noth, und auch diese sollten wir erfahren.

Als es zwei Tage nachher wieder anfing zu frieren, kam mir ein Gedanke, der meinen Gefährten zwar lächerlich schien, dessen Ausführung ich aber dennoch zu versuchen beschloß. Um nämlich den uns fehlenden Theer zu ersetzen, begoß ich die mit Werg ausgestopften Ritzen und Spalten des Boots mit Wasser, und ließ dasselbe darüber frieren. In kurzer Zeit hatte ich auf diese Weise das ganze Fahrzeug mit einer starken Eiskruste überzogen, und es zeigte sich, daß das Mittel über meine eigene Erwartung geholfen hatte.

Wir säumten nun nicht, uns sogleich einzuschiffen, um zu versuchen, wie weit wir damit würden kommen können. Das viele Eis, womit das Boot belastet war, machte seinen Gang zwar schwerfällig; allein wir legten doch, bevor die Nacht uns wieder ans Land zu gehen nöthigte, gegen drittehalb Deutsche Meilen damit zurück. Jetzt war es uns wieder sehr theuer geworden, und wir zogen es daher sorgfältig aufs Ufer. Ein dichter Wald gewährte uns diese Nacht einigen Schutz gegen den schneidenden Wind, und Holz zur Unterhaltung

eines starken Feuers. Da unser Zunder zu Ende ging, so bereitete ich neuen aus einem Stücke meines Hemdes, welches ich zu diesem Behufe verbrannte.

Der glückliche Versuch mit der Ausbesserung des Boots hatte uns neue Hoffnung eingeflößt; allein der folgende Tag schlug dieselbe schon wieder nieder. Ein starker Regenguß zernichtete die ganze Ausbesserung des Boots, und wir sahen uns nun abermahls genöthiget, so lange liegen zu bleiben, bis neues Frostwetter eintreten würde. Unser ganzer Mundvorrath betrug jetzt nicht mehr, als noch drittehalb Pfund Pökelfleisch für Jeden; was sollte aus uns werden, wenn auch dieser letzte geringe Vorrath zu Ende ging!

Erst nach einigen Tagen wurde es wieder so kalt, daß wir das Boot aufs neue durch Eis kalfatern konnten, und sobald dieses geschehen war, gingen wir wieder unter Segel.

Gegen zwei Uhr des Nachmittages erblickten wir ein hohes Vorgebirge, und erreichten dasselbe mit Anbruch der Nacht. Allein wir fanden die Küste hier überall so schroff, daß keine Landung möglich war. Wir sahen uns daher genöthiget, weiter zu rudern. Unglücklicher Weise wehete ein steifer Wind vom Lande her, und es kostete daher unsern erschöpften Kräften die höchste Anstrengung, zu verhüten, daß wir nicht auf das offene Meer geriethen und verschlagen wurden. Endlich, gegen fünf Uhr Morgens, eben da wir uns gänzlich ermattet fühlten, hatten wir das Glück, unser schon halb mit Wasser angefülltes Boot an ein flacheres Ufer geworfen zu sehen. Wir zogen es vollends ans Land, und krochen — denn gehen konnten wir nicht mehr — dem nahen Walde zu, um uns durch ein Feuer zu erwärmen und zu trocknen.

Verschiedene Bemerkungen, die ich auf dieser unsrer letzten Fahrt zu machen Gelegenheit hatte, überzeugten mich, daß das Land, woran wir uns nun schon so lange herumtrieben, die Insel Kap Breton, von den Franzosen die Königsinsel (Isle royale) genannt, sei, welche zwischen Neuschottland auf der einen und der Insel Neufundland auf der andern Seite liegt. Damit wußten wir nun zwar, daß wir uns an einem von Menschen bewohnten Lande befanden; allein was half uns diese Gewißheit, so troſtreich sie auch unter andern Umständen gewesen wäre, in der Lage, worin wir uns jetzt befanden? Hunger, Kälte und übermenschliche Beschwerden hatten unsere Kräfte gänzlich aufgerieben, und unser Mundvorrath war bis auf die letzten Bissen verzehrt. Der schreckliche Augenblick war nahe, da wir entweder den martervollen Hungertod sterben, oder zu dem letzten unmenschlichen Mittel, dem, uns unter einander selbst zu zerfleischen und zu verschlingen, schreiten mußten, wenn wir unser elendes Dasein noch einige Tage erhalten wollten; und wirklich schienen die gierigen Blicke Einiger unter uns schon das Opfer auszusuchen, welches zu ihrer und der Andern Erhaltung zuerst fallen sollte. Einige hatten sich, wie ich in der Folge erfuhr, darüber schon beredet, und waren einig geworden, daß das Loos entscheiden sollte.

Sobald wir uns am Feuer ein wenig erholt hatten, suchten wir längs dem Strande nach, ob nicht vielleicht das mitleidige Meer irgend ein todtes Thier für uns ausgeworfen habe. Umsonst! Auch diese geringe Wohlthat hatte das Schicksal uns versagt, indem es uns nicht nur in der rauhesten Jahrszeit, sondern auch an einer der ödesten und unfruchtbarsten Küsten scheitern ließ. Alles, was wir fanden und unter dem Schnee

hervorkratzten, waren einige Hagebutten, welche kaum hinreichten, unsern trocknen Gaumen ein wenig zu erfrischen.

Noch einige Mahle versuchten wir, uns wieder einzuschiffen, um weiterzukommen; allein die kleinste Anstrengung ermattete uns jetzt auf lange Zeit, und Wind und Eis legten unsern schwachen Bemühungen unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Am 27ten erlagen wir endlich unserer Schwäche gänzlich. Wir gingen zum letzten Mahle ans Land. Unvermögend, noch irgend Etwas zu unserer Rettung vorzunehmen, beschlossen wir, den unvermeidlich scheinenden Tod in dieser Gegend zu erwarten. Das Boot aufs Land zu ziehen, überstieg unsere Kräfte; wir überließen es daher den Wellen. Nur das Segel, unsere einzige Bedeckung gegen Wind, Kälte und Schnee, nahmen wir mit. Wir suchten hierauf eine Lagerstätte für uns aus, fegten den Schnee zur Seite, häuften ihn hinter uns auf, und besteckten ihn mit Tannenzweigen, um doch einigermaßen gegen den Wind geschützt zu sein. Endlich schleppten wir noch so viel Holz als möglich zusammen, weil wir fühlten, daß wir bald keine Kräfte mehr haben würden, uns aufs neue damit zu versorgen. Und so wollten wir nun das Ende unsers jammervollen Daseins in ruhiger Ergebung abwarten.

Allein der grimmige Hunger ließ uns keine Ruhe, und zwang uns, wider unsern Willen, umherzukriechen, um nach irgend einem Nahrungsmittel zu spähen. Alles, was wir entdecken konnten, war dürres Seegras, welches das Meer ausgeworfen hatte. Dieses fingen wir an zu kochen, aber ohne es dadurch erweichen zu können. Ich erinnerte mich, daß uns noch zwei Talglichter übrig waren, und steckte eins derselben in den Topf. Mit

der ekelhaften Brühe, die wir dadurch gewannen, und dem zähen, unverdaulichen Seegrase stillten wir nun für den Augenblick die dringendste Anfoderung des Hungers. Kaum hatten wir aber diesen unnatürlichen Genuß vollendet, so stellten sich Uebelkeit und eine starke Neigung zum Erbrechen ein. Allein auch dazu waren wir schon zu geschwächt, und wir konnten die ekelhafte Bürde unsers Magens nicht wieder von uns geben. Nach einer Stunde fühlten wir uns etwas erleichtert, und blieben kraftlos liegen.

Am folgenden Tage mußten wir, wollten wir anders die Qualen eines unausstehlichen Hungers mildern, zu ebendemselben widerlichen Genusse uns noch einmahl entschließen. Wir kochten also abermahls Seegras, und ich steckte unser letztes Licht hinein. Es erfolgte die nämliche Wirkung, nur etwas schwächer, als gestern. Von nun an mußten wir auf Alles, was einer menschlichen Nahrung ähnlich sah, gänzlich Verzicht thun. Noch drei Tage lang, die schrecklichsten, die ein Mensch erleben kann, krochen wir im Schnee herum, um verfaulte Seepflanzen zu suchen, deren bloßer Geruch schon Ekel erweckte, die wir aber dennoch, von peinigendem Hunger gezwungen, mit unmenschlicher Eßgier hinunterschluckten.

Die Gestalt, worin jetzt Einer den Andern erblickte, war schrecklich. Tief lagen die Augen in ihren Höhlen, Todtenblässe überdeckte unser Gesicht, unsere Beine waren geschwollen, und die Geschwulst theilte sich nach und nach dem ganzen Körper mit. Wir konnten mit dem Finger einen Zoll tief in unser abgestorbenes Fleisch eindrücken, und die dadurch entstehende Grube war noch eine Stunde nachher zu sehen. Wir schienen äußerlich schon vollkommene Leichen zu sein,

nur daß ein geringer Ueberrest von Leben in unserm Innern uns noch einige Bewegung zu äußern erlaubte.

Das Bild meines guten Vaters hatte mich zwar bisher schon immer bei allen unsern Gefahren und Leiden begleitet, jetzt aber stand es mir mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit vor der Seele. Ich sah ihn, wie er den Tod seines unglücklichen Sohnes beweinte, und diese Vorstellung preßte mir das Herz so gewaltsam zusammen, daß ich selbst anfing, laut zu weinen. Mein Schluchzen wurde von dem Stöhnen meiner hinsterbenden Gefährten begleitet. Von diesen weichen Gefühlen ging meine Seele zu gräßlichen Entwürfen über, und in den gierigen Blicken meiner von nagendem Hunger gefolterten Unglücksbrüder war deutlich zu lesen, daß ihre verzweiflungsvollen Seelen mit gleich unmenschlichen Gedanken schwanger gingen.

O ihr, die ihr oft bei tausendmahl kleinern Leiden schon Muth, Geduld und Fassung verliert, blicket her auf uns! Seht in unserm namenlosen Jammer uns liegen, und lernt euch eures Kleinmuths schämen, und bittet Gott die Sünde ab, daß ihr, unter Leiden, die, mit den unsrigen verglichen, Glückseligkeit genannt zu werden verdienten, an seiner ewig weisen und gütigen Vorsehung zweifeln, und wol gar, höchst unverständiger Weise, gegen dieselbe zu murren euch erlauben konntet!

Es ist ein wahres Wort: wenn die Noth aufs höchste gestiegen ist, so ist Gottes Hülfe uns am nächsten. Das erfuhren — Dank sei der ewigen Liebe des Allvaters! — auch wir in dem Augenblicke, da die Verzweiflung sich unser bemächtigen wollte. Wir vernahmen plötzlich Menschenstimmen, blickten hin, und sahen zwei mit Flinten bewaffnete Indier, welche uns noch nicht bemerkt zu haben schienen. Neue Kraft und

neues Leben strömte mit diesem entzückenden Anblicke in unsere schon zur Hälfte abgestorbenen Körper. Wir rafften uns auf, und krochen, so schnell wir konnten, den uns von Gott gesandten Rettern entgegen.

Diese hatten uns kaum bemerkt, als sie wie eingewurzelt da standen, und uns anstarrten. Bei dem Anblicke unserer geschwollenen, todtenbleichen Körper, unserer zerrissenen Kleider, unserer langen Bärte, unserer zerstreuten und emporstrebenden Haare, und unsers Unvermögens, in aufrechter Stellung einherzuschreiten, mußten sie im ersten Augenblicke zweifelhaft sein, ob sie Menschen, oder Ungeheuer von eben so unbekannter als seltsamer Art vor sich sähen. Unser wildes, schreckhaftes Ansehen deutete auf diese, der flehende Ausdruck hingegen in unsern Mienen und Geberden auf jene. Einige von uns lächelten, Andere weinten vor Freuden, Alle flehten durch Zeichen, welche die Natur jedem Hülfsbedürftigen lehrt und jedem menschlichen Wesen verständlich macht, um Mitleid und Erbarmen. Nichtsdestoweniger standen die beiden Indier noch unbeweglich da, und schienen mehr von uns zurückgestoßen, als angezogen zu werden. Ich faßte hierauf den Muth, mich demjenigen, der mir am nächsten stand, zu nähern, indem ich meine Hände bittend zu ihm emporhob. Er nahm eine derselben, und schüttelte sie mit der diesen sogenannten Wilden eigenen Treuherzigkeit, aber ohne ein Wort dabei zu sprechen.

Das Mitleid schien jetzt über die Befremdung zu siegen, und in ihrer Seele die Oberhand zu gewinnen. Ich zeigte nach unserm Feuerplatze. Sie verfügten sich hierauf mit uns dahin, und setzten sich stillschweigend unter uns nieder. Dann erst eröffnete der eine von ihnen den Mund, und fragte in halbverständlichen

Französischen Worten, wer wir wären, und was uns hieher gebracht hätte? Da die Insel ehemahls unter Französischer Botmäßigkeit gestanden hatte, so war von der Sprache dieses Volks noch Etwas bei den Eingebornen zurückgeblieben. Ich erzählte hierauf so kurz und so eindringlich, als ich konnte, die Geschichte unserer ausgestandenen Noth in eben dieser Sprache, und sie schienen dadurch bewegt zu werden. Auf meine Frage, ob sie uns einige Lebensmittel verschaffen könnten, erhielt ich ein trocknes Ja! zur Antwort. Da sie aber bemerkten, daß unser Feuer, welches wir schon seit einiger Zeit nicht mehr hatten unterhalten können, eben erlöschen wollte, sprang der Eine von ihnen hastig auf, ergriff unsere Axt, betrachtete sie einen Augenblick mit Lächeln und Kopfschütteln über den schlechten Zustand, worin er sie sah, warf sie dann mit Verachtung von sich, nahm die seinige von der Seite, und lief hin, um Holz zu fällen. Es währte nicht lange, so kehrte er mit einem großen Vorrathe zurück, welches er auf unser ausgehendes Feuer warf, und es dadurch wieder anfachte. Kaum war dieses geschehen, so ergriffen Beide ihre Flinten, und gingen, ohne weiter ein Wort zu reden, jach davon.

Meine Gefährten wurden hierüber sehr bestürzt; ich aber, der die Weise dieser braven Indier kannte, war über ihr Schweigen und über ihr plötzliches Verschwinden vollkommen ruhig, fest überzeugt, daß sie nur fortgegangen waren, um uns Lebensmittel zu holen. Ich wußte aus Erfahrung, daß sie, nach Art aller kräftigen Menschen, kurzsilbig sind, und ohne Noth nicht viel zu reden pflegen. Nur der schwache und leere Mensch liebt, nach der Weise unserer Kinder und Weiber, das Wörteln und Schwatzen; der starke Indier

hingegen spricht kurz und nachdrücklich nur gerade so viel, als nöthig ist; aber sein einsilbiges Ja! gilt Dem, der ihn kennt, mehr, als die wortreichste Betheurung des glattzüngigen Europäers.

Schon waren, seit ihrem Weggehen, drei Stunden verflossen, und noch immer sahen wir vergebens nach ihnen aus. Meine Gefährten wollten darüber in Verzweiflung gerathen. Ich aber bauete noch immer fest auf ihre Gemüthsart, und in diesem Augenblicke zeigte es sich, daß ich mich nicht in ihnen geirrt hatte. Denn zu unserer unbeschreiblichen Freude sahen wir sie in einem kleinen, aus Baumrinde gemachten Kahne um eine Landspitze herum- und auf uns zurudern. Kurz darauf stiegen sie ans Land, und brachten uns ein großes Stück geräuchertes Wildbret und eine Blase voll Fischthran. Nicht zufrieden, uns mit dieser Labung versehen zu haben, übernahmen sie nun auch selbst die Zubereitung, indem sie das Rauchfleisch in unserm Kessel mit Schneewasser kochten; und sie sorgten zugleich dafür, daß wir mehr nicht davon genössen, als uns, nach so langem Hunger, zuträglich war.

Nach dieser kleinen Erquickung nahmen sie mich und zwei meiner Gefährten mit sich in den Kahn, um uns nach ihrer Heimath zu führen. Mehr konnte das kleine Fahrzeug nicht fassen. Ihre Hütten waren nur ungefähr eine Deutsche Meile weit entfernt, und wir kamen bald bei ihnen an. Drei andere Indier und ungefähr ein Dutzend Weiber und Kinder, die wir hier vorfanden, nahmen uns freundlich auf. Sie führten uns in eine ihrer Hütten, deren überhaupt nur drei für eben so viele Familien da standen, und unterdessen, daß der Kahn den noch übrigen Theil unserer Gesellschaft holte, setzte man uns eine Art von Kraftbrühe vor, wollte aber, aus

weiser Vorsicht, uns durchaus nicht erlauben, das geringste Fleisch, oder andere derbe Speisen zu genießen.

Die Ankunft unserer drei übrigen Gefährten verursachte uns gegenseitig die lebhafteste Freude. Diese unsere Aeußerungen von Freundschaft und Theilnahme gefielen besonders einer alten Indierinn so sehr, daß sie ein starkes Verlangen an den Tag legte, die Geschichte unserer Leiden zu hören. Ich erzählte sie daher, und zwar etwas umständlicher, ebendemselben Manne, der etwas Französisch verstand, und ließ sie von diesem in der Landessprache den Uebrigen verdolmetschen. Alle, besonders aber die Weiber, schienen tief dadurch gerührt zu werden, und das bestärkte mich in der Hoffnung, daß wir auch in der Folge eine gute Behandlung von ihnen zu erwarten haben würden.

Da wir uns nunmehr selbst so weit gerettet sahen, so war mir nichts heiliger, als nun auch, wo möglich, unsern in der Bretterhütte zurückgelassenen Gefährten Hülfe zu verschaffen. Ich eilte daher, unsere gastfreundlichen Indier von ihrem Aufenthalte zu benachrichtigen, beschrieb ihnen die Gegend, in welcher wir sie verlassen hatten, so gut ich konnte, und fragte darauf, ob es ihnen nicht möglich wäre, auch diese zu retten. Unbesonnener Weise fügte ich, um meiner Bitte destomehr Nachdruck zu geben, hinzu, daß ich mit Gelde versehen sei, und sie für ihre menschenfreundliche Dienstfertigkeit reichlich belohnen würde. Ach! ich bedachte nicht, daß diese, ursprünglich gutmüthigen, Kinder der Natur schon durch den Umgang mit Europäern verdorben und zur Geldgier verwöhnt waren. Bis dahin hatten sie aus reinem Mitleidsgefühl sich unser angenommen, und würden es, hätte ich ihnen keine eigennützige Beweggründe vorgehalten, wahrscheinlich auch ferner gethan

haben. Allein kaum hatte ich das unglückliche Wort, Geld, ausgesprochen, so konnte man ihnen ansehen, daß mit dem Schalle desselben gleichsam ein anderer Geist, der Geist der Selbstsucht und der Habgier, in sie gefahren war. Sie antworteten mir, daß sie die Stelle, die ich ihnen beschrieben hätte, recht gut kennten; allein die Entfernung derselben betrage nicht weniger, als hundert Englische oder zwanzig Deutsche Meilen, und der Weg dahin sei sehr beschwerlich. Gleichwol wären sie bereit, die Rettung unserer Freunde zu versuchen, wenn sie eine angemessene Belohnung dafür zu erwarten hätten, und sie verlangten daher, meinen Geldvorrath zu sehen. Ich konnte nun schon nicht umhin, ihnen den von meinem Bedienten geborgenen Beutel und die darin befindlichen hundert und achtzig Stück Guineen zu zeigen. Da ich sah, wie gierig Aller Blicke, besonders die der Weiber, auf dieses leidige Geld geheftet waren, so schenkte ich Jeder von diesen eine Guinee, worüber sie ihre große Freude durch ein unmäßiges Gelächter ausdruckten.

Mit den Männern ließ ich mich hierauf in eine ordentliche Unterhandlung ein, und ungeachtet ihre Foderung übertrieben war, so konnte und wollte ich ihnen doch nichts abdingen, weil es die Rettung meiner unglücklichen Landsleute galt. Es wurde daher bald ein ordentlicher Vertrag zwischen uns zu Stande gebracht, wodurch sie auf ihrer Seite sich verbindlich machten, die Reise gleich am folgenden Morgen anzutreten, ich aber, ihnen bei ihrer Abreise fünf und zwanzig Guineen, und bei ihrer Zurückkunft abermahls so viel, auszuzahlen. Sobald diese Uebereinkunft geschlossen war, fingen sie an, Schneeschuh für sich sowol, als auch für die Unglücklichen, die sie holen wollten, zu verfertigen, und

machten sich am folgenden Tage früh Morgens auf den Weg.

Die schädliche Wirkung, welche das Geld auf die Gesinnung dieser Menschen hervorzubringen angefangen hatte, äußerte sich immer mehr und mehr. Ihre vorige uneigennützige Gastfreundlichkeit war dahin. Jede Handreichung, die sie uns leisteten, sollte nun erst bezahlt werden; für jede Kleinigkeit, die wir nöthig hatten, verlangten sie nun erst Geld, und zwar oft zehnmahl so viel, als sie werth war. Und dabei waren sie, was wir nicht in ihnen gesucht hatten — Kristen, aus der Schule Französischer Jesuiten, die, zur Zeit, da diese Insel noch unter Frankreichs Botmäßigkeit stand, hier das Bekehrungswerk getrieben hatten. Dies zeigte sich besonders des Abends, da sie uns durch Gesänge betäubten, die aus einem kauderwelschen Gemische von Französischen, Nordamerikanischen und sogar Lateinischen Wörtern bestanden, welches sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, selbst nicht verstanden. Meinen Bedienten, der ein Irländischer Katholik war, hatten sie am meisten liebgewonnen, weil er nie ermangelte, in ihren Gesang mit einzustimmen, ungeachtet er für ihn, wie für uns Alle, völlig unverständlich war.

Diese Indier haben, in ihrer Bildung sowol, als auch in ihren Sitten, viel Aehnliches mit Denen, welche auf dem festen Lande in Nordamerika leben; ihre Sprache aber schien von der, welche diese reden, sehr verschieden zu sein. Auch lassen sie sämmtlich die Haare wachsen, welches auf dem festen Lande nur die Weiber thun. Uebrigens zeigten sie eine eben so starke Begierde nach gebrannten Wassern, als den Wilden in Nordamerika durchgängig eigen zu sein pflegt.

Es vergingen viele Tage, ehe unsere Verdauungs-

kräfte so weit wieder hergestellt wurden, daß wir den Genuß fester Nahrungsmittel ertragen konnten. Die einzigen, welche man uns in dieser Jahrszeit reichen konnte, waren Fleisch vom Elendthiere und Seehundsthran. Für uns, die wir eben erst mit genauer Noth dem Hungertode entronnen waren, galten diese einfachen Nahrungsmittel für wahre Leckerbissen.

Nach vierzehn Tagen hatten wir die Freude, die abgeschickten Indier zurückkommen und drei unserer Gefährten mitbringen zu sehen. Diese waren von den achten, die wir zurückgelassen hatten, allein übriggeblieben. Drei waren Hungers gestorben, und die Uebrigen hatten sich in der abscheulichen Nothwendigkeit befunden, von den Leichen derselben so lange zu zehren, bis die Indier zu ihrer Rettung erschienen. Von diesen fünfen hatte der eine sich durch gar zu große Gierigkeit im Genusse der ersten ihm wieder gereichten menschlichen Nahrungsmittel den Tod zugezogen, und ein zweiter durch ungeschickte Handhabung der Waffen des einen Indiers, die er versuchen wollte, sich selbst getödtet. So war also unsere Gesellschaft, die ursprünglich aus neunzehn Personen bestand, bis auf neun zusammengeschmolzen, und selbst Dieses, daß die kleinere Hälfte von uns dem Verderben entronnen war, mußte Jedem von uns eine wunderähnliche göttliche Fügung scheinen.

In eben dem Maße, in welchem meine Gesundheit wieder hergestellt wurde, wuchs auch mein Verlangen, mich des wichtigen Auftrages zu entledigen, welcher der Gegenstand meiner Sendung gewesen war. Die Briefschaften, welche ich noch immer um den Leib gewickelt trug, waren vielleicht für den Dienst des Staats von höchster Wichtigkeit. Aber noch war es mir unmöglich, mich auf den Weg zu machen. Ich mußte erst

wieder gehen lernen, und darüber vergingen noch volle vierzehn Tage. Bis dahin mußte ich den Indiern alle unsere Bedürfnisse mit Gelde gleichsam aufwägen. Sobald ich mich nun so weit wieder hergestellt fühlte, daß ich, ohne Tollkühnheit, es wagen durfte, eine neue Reise anzutreten, fing ich an, mit den Indiern darüber zu unterhandeln, und wir vereinigten uns bald dahin, daß zwei von ihnen mich für vierzig Guineen bis nach Hallifax, der Hauptstadt von Neuschottland, bringen sollten, wobei ich auch noch die Zehrungskosten zu tragen mich verbindlich machte. Andere Indier sollten meine Gefährten nach einer Europäischen Niederlassung an dem sogenannten Spanischen Flusse bringen, woselbst sie bis zum Frühjahre bleiben, und dann mit der ersten sich ihnen anbietenden Schiffsgelegenheit gleichfalls nach Hallifax kommen sollten. Ich versah den Kapitän mit dem dazu nöthigen Gelde, und dieser stellte mir darüber einen Wechsel auf seinen Reeder in Neuyork, d. i. auf denjenigen Kaufmann, aus, für dessen Rechnung sein gescheitertes Schiff befrachtet gewesen war. Allein dieser Kaufmann war kleinherzig genug, mir die Auszahlung des Wechsels in der Folge zu versagen, und zwar unter dem Vorwande, daß der Kapitän, da sein Schiff zu Grunde gegangen sei, weiter nichts von ihm zu fodern habe.

Es war der zweite des Wandelmonats oder Aprils, als ich mit meinem Bedienten und Hrn. Winslow, dem einzigen übriggebliebenen Reisenden unsers Schiffs, unter der Führung der beiden Indier, abreisete. Jeder von uns trug ein Bündel, worin, außer vier Paaren Indischer Schuhe und einem Paare Schneeschuhe, Lebensmittel für vierzehn Tage enthalten waren. Gegen das Ende unserer ersten Tagereise waren wir einem hef-

tigen Schneesturme ausgesetzt, der auch noch den ganzen folgenden Tag fortwüthete, und uns stillzuliegen zwang. Am 4ten erreichten wir den St. Peterssee, der sein salziges Wasser ins Meer ergießt. An dem Ufer desselben begegneten uns zwei Indische Familien, welche auf die Jagd zogen, und ich kaufte ihnen für vier Guineen einen aus Baumrinde verfertigten Kahn ab, weil ich von unsern Führern hörte, daß wir über einige Stellen des Sees würden setzen müssen, welche niemahls zufrören. Um diesen Kahn bis dahin, daß wir ihn gebrauchen würden, auf dem Eise fortzuziehen, mußte ich diesen Leuten auch noch zwei Schlitten abkaufen.

Am 7ten führte unser Weg durch einen Wald. Hier lag der Schnee sechs Fuß hoch, und es fiel unglücklicher Weise Thauwetter ein, welches uns abermahls stillzuliegen zwang. Da indeß unsere Indier einen guten Wigwham errichteten, und es uns nicht an Lebensmitteln und Feuer fehlte, so ertrugen wir diese Widerwärtigkeit mit Geduld. Nur Eine Besorgniß war beunruhigend für mich. Wir näherten uns dem Ende des Winters, und konnten nicht mehr viel auf Schnee und Frost rechnen. Trat nun aber anhaltendes Thauwetter ein, so mußten wir, um über den See zu kommen, warten, bis er vom Eise befreit sein würde, welches eine Verzögerung von drei Wochen verursachen konnte.

Zum Glück kehrte das Frostwetter am 12ten zurück, und wir machten uns sogleich wieder auf den Weg. Da wir aber bald auf dem Eise gehen, bald hingegen, bei offenen Stellen, uns wieder des Kahns bedienen mußten, so konnten wir an diesem Tage kaum eine Strecke von anderthalb Deutschen Meilen zurücklegen.

Am 14ten bemerkte ich, daß unsere Lebensmittel zu Ende gingen. Die Indier, welche selten für den folgenden

Tag sorgen, weil sie sich theils auf ihre Jagdgeschicklichkeit, theils aber auch auf ihre große Fähigkeit, Hunger und Durst zu ertragen, verlassen, waren darüber gar nicht betroffen. Ich aber, dem die Möglichkeit, in Verlegenheit zu gerathen, wenn wir die Anschaffung eines neuen Vorraths bis zu unserm letzten Bissen aussetzten, stärker einleuchtete, beredete den einen unserer Führer, erst mit mir auf die Jagd zu gehen. Ehe eine Stunde verging, hatten wir schon ein Elendthier erlegt, und so war der Besorgniß des Mangels abgeholfen. Der Indier zerlegte das Thier als ein geschickter Weidmann, und sammelte das Blut, in der Jägersprache den Schweiß, desselben in eine Blase, worauf wir, so viel wir tragen konnten, mitnahmen, und das Uebrige von unsern Gefährten nachholen ließen.

Nach einigen sehr beschwerlichen Tagereisen, kamen wir den 20sten zu St. Peter, einer Europäischen Niederlassung auf der Insel gleiches Namens, an, welche durch den oberwähnten See von der Königsinsel abgeschnitten ist. Hier haben einige Englische und Französische Familien sich angebaut, die uns die freundlichste Aufnahme widerfahren ließen. Da mein Geld größtentheils erschöpft war, so suchte ich Gelegenheit, etwas zu borgen, und fand sie. Einer unserer Landsleute hatte die Großmuth, mir 200 Pfund Sterling gegen einen Wechsel auf meinen Vater vorzuschießen, ungeachtet ihm sogar der Name desselben unbekannt war.

Der See war hier von dem Meere nur durch einen kleinen Wald getrennt. Durch diesen trugen wir unsern Kahn, schifften uns dann ein, und legten den nicht breiten Kanal, welcher die St. Petersinsel von dem festen Lande trennt, glücklich zurück.

Am 25sten erreichten wir eine Gegend, wo wir

abermahls Europäische Pflanzer fanden, die uns eben so gütig, als die zu St. Peter, aufnahmen. Nachdem wir uns bei diesen wieder erholt hatten, setzten wir unsere Reise bis Hallifax fort, wo wir denn auch glücklich und wohlbehalten ankamen.

Hier zahlte ich unsern Führern die ihnen versprochene Summe aus, der ich, um ihnen meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, noch einige Geschenke beifügte, worauf sie nach ihrer Heimath zurückkehrten. Ich aber mußte hier noch eine Zeit lang auf Schiffsgelegenheit warten, und hatte unterdeß das Vergnügen, auch meine Unglücksgefährten ankommen zu sehen. Nach langem Warten fand ich endlich Gelegenheit, mich auf einem Englischen Fahrzeuge, die königliche Eiche genannt, einzuschiffen, und so den Ort meiner Bestimmug, Neu-york, zu erreichen.

Hier schließt der wackere junge Mann, den diese Grausen erregenden Unfälle in einem Alter trafen, wo die meisten andern Jünglinge noch hrmlos zwischen Blumen zu wandeln pflegen, sein merkwürdiges Tagebuch. Von mir aber mögen meine Leser, bevor ich sie entlasse, noch die Erinnerung an folgende drei große Wahrheiten annehmen, welche aus dieser Geschichte hervorgehen, und die ich meinen jungen Freunden nicht zu oft und nie zu angelegentlich einschärfen zu können glaube:

1) daß das menschliche Leben einer großen Seereise gleiche, und daß man folglich beim Beginnen desselben auf Stürme und Windstillen, auf Frost und Hitze, auf Hunger, Durst und Unge-

mach aller Art, ja sogar auf Klippen und Sandbänke, folglich auch auf mögliches Scheitern und auf Schiffbruch gefaßt sein müsse;

2) daß man daher wohlthue, sich auf Alles, schon von früher Jugend an, dadurch vorzubereiten, daß man an Leib und Seele, so viel immer möglich, sich abzuhärten und festzumachen suche, damit man unter jenen Abwechselungen des Lebens nicht erliegen, oder, welches einerlei ist, nicht in Kleinmuth, Schlaffheit und Unthätigkeit versinken möge; — und endlich

3) daß man in keiner Noth, wie groß und schrecklich sie auch immer sein möge, verzagen und verzweifeln müsse, weil die allwaltende Vorsehung auch da noch, wo alle andere Hülfe aufhört, kräftig und wunderbar zu helfen weiß.

II.

Hugh Boyd's Gesandtschaftsreise nach Kandi auf Zeilon.

Vorbericht.

Als die Engländer, zur Zeit des Englisch-Amerikanischen Krieges, die Holländische Besitzung Trinkomale auf der Insel Zeilon erobert hatten, wünschten sie ein Bündniß mit dem Könige von Kandi auf eben dieser Insel zu schließen, kraft dessen er sich verpflichten sollte, sowol sie mit Lebensmitteln zu versorgen, als auch ihnen zur Eroberung von Kolumbo, einer anderweitigen Besitzung der Holländer auf Zeilon, Beistand zu leisten. Sie beschlossen zu diesem Behuf, eine feierliche Gesandtschaft an den besagten König zu schicken, und Hr. Boyd, Geheimschreiber des Englischen Oberstatthalters in Indien, der schon in England sich als einen staatskundigen Gelehrten und vorzüglichen Schriftsteller berühmt gemacht hatte, wurde zum Gesandten ausersehen. Es schien zweckmäßig zu sein, dieser Gesandtschaft ein feierliches und achtunggebietendes Ansehen zu geben. Deswegen wurde dem Gesandten, außer einem ansehnlichen Gefolge von Bedienten aller Art, eine ganze Grenadierkompagnie von Seapoys oder Indischen Soldaten zur Begleitung zugeordnet. Der ganze Zug bestand aus 173 Menschen.

1.

Reise von Trinkomale nach Permaumadu.

Wir reiseten am 5ten Hornung 1782 von Trinkomale ab. Ich und die drei vornehmsten Personen meines ansehnlichen Gefolges, die Herren Cherech, Permaul und Moß, bestiegen Tragsessel (Palankins), die übrigen mußten sich zu einer Fußreise bequemen. Unser Gepäck und die für den König bestimmten Geschenke wurden, nach Indischer Weise, durch Lastträger fortgeschafft, die Zelte hingegen und andere größere Stücke von acht Ochsen getragen.

Unser schwerfälliger Zug hatte sich kaum einige Stunden weit fortbewegt, als wir schon einiges Mißgeschick erfahren mußten. Einer unserer Lastträger hatte die Bequemlichkeit einer Waldung, durch die wir kamen, benützt, und war uns entwischt, und unser Weg schien schon heute einen Vorschmack von den mancherlei Unannehmlichkeiten und Beschwerlichkeiten geben zu wollen, welche wir auf ihm erfahren sollten. Wir trafen z. B. auf Flüsse und andere wasserreiche Stellen, die uns aufhielten, und bei welchen es kein anderes Mittel, hinüberzukommen gab, als durchzuwaten, ungeachtet das Wasser unsern Fußgängern und Trägern bis über die Hüften ging. An einer dieser Stellen warfen die Ochsen das Gepäck, welches sie trugen, ins Wasser, und um einen ähnlichen Unfall zu verhüten, sahen wir uns nachher, so oft von neuen durchgewatet werden mußte, genöthiget, es ihnen abzunehmen, und durch Menschen hinübertragen zu lassen, welches nicht ohne

große Verzögerung geschehen konnte. Wir trösteten uns indeß mit der Hoffnung, daß der König von Kandi, der von meiner Sendung benachrichtiget war, nicht ermangelt haben werde, weiterhin einige Anstalten zu unserm bequemern Fortkommen treffen zu lassen. Diese Hoffnung schlug aber, wie man nachher hören wird, zu unserm Mißvergnügen, gar sehr fehl.

Unter solchen Umständen konnten wir an diesem ersten Tage unserer Reise nicht mehr, als ungefähr zwei Deutsche Meilen zurücklegen. Wir machten bei einem kleinen Dorfe, welches aus zwölf bis vierzehn Hütten bestand, die neben einem Teiche unter Bäumen lagen, Halt, und schlugen unsere Zelte auf. Um den Einwohnern keine Unruhe zu verursachen, verbot ich unsern Leuten, sich den Hütten zu nähern, und schickte nur einen Boten ab, um den Vornehmsten des Orts zu uns einzuladen. Allein der Bote kehrte mit der Nachricht zurück, die wir in der Folge immer hören mußten, so oft wir uns einem Orte näherten, daß die Leute alle nach ihren entfernten Reißfeldern gegangen seien. Vermuthlich hatten sie aus Furcht oder Mißtrauen sich entfernt. Einer war indeß geblieben, und dieser kam zu uns. Er bezeigte sich willig, uns mit dem Nöthigen zu versorgen, und da wir ihm erklärten, daß wir weiter nichts, als einige Töpfe für unsere Leute bedürften, damit sie ihren Reiß kochen könnten, so brachte er uns alle, welche ihm zu Gebote standen. Ich wollte ihm für diese kleine Dienstleistung Geld geben, allein er schlug es mit den Worten aus, daß unsere Gnade ihm mehr als tausend Rupien*) werth sei. Es versteht sich, daß ich nur

*) Eine Indische Silbermünze, ungefähr 18 Ggr. an Werth. Man hat auch goldene Rupien, welche $13\frac{1}{4}$ silberne gelten.

durch Hülfe meines Dolmetschers mit ihm reden konnte. Eigentlich hatte und gebrauchte ich deren zwei. Der eine nämlich, welcher die hiesige Landessprache und die Malabarische verstand, übersetzte das, was ein Eingeborner sagte, aus jener in diese, und aus dieser trug der zweite Dolmetscher, der nur die Malabarische und Englische, aber nicht die Sprache des Landes besaß, es für mich ins Englische über. So mußte Alles, was ich mit den Eingebornen verhandelte, bevor es gegenseitig verstanden werden konnte, erst durch drei Sprachen gehen.

Am folgenden Tage wurde der Weg zwar besser, aber wir machten gleichwol nur eine sehr kleine Tagereise, weil ich für gut fand, zu Tumbela Kaumum, einem nur anderthalb Deutsche Meilen von unserm letzten Nachtlager entfernten Orte, Halt zu machen. Dies aus folgender Ursache.

Erstens fanden wir die Bewohner dieser Ortschaft zutraulicher, als die der vorigen, und dies ließ hoffen, daß wir die uns nöthigen Lebensmittel von ihnen erhalten würden. Zweitens aber wurde mir auch berichtet, daß eine vom Könige mir entgegengesandte Person hier meiner warte, und es schien daher sowol schicklich, als auch nothwendig zu sein, mit dieser erst eine feierliche Zusammenkunft anzustellen. Ich sage, eine feierliche, denn meine Leser müssen wissen, daß wir in diesem Lande es mit Leuten zu thun haben werden, welche vielleicht die förmlichsten und umständlichsten unter der Sonne sind. Sie mögen in der Folge selbst urtheilen, ob ich damit zu viel gesagt habe.

Da ich abermahls nicht zugeben wollte, daß unsere Leute in das Dorf gingen, so wiesen die Einwohner uns einen sehr schönen Platz neben demselben zur Lagerstätte

an. Nachdem wir Besitz davon genommen hatten, bedeckten sie, der Landessitte gemäß, meinen Stuhl mit einem weißen Tuche, worauf die obgedachte vornehme Person mit großer Feierlichkeit herbeikam. Wir wechselten einige Artigkeitsbezeigungen, und erkundigten uns hierauf gegenseitig sehr angelegentlich nach dem Befinden unserer Könige. Er bemerkte hiebei, der seinige müsse sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, wohl befinden, weil er in seinem Palaste aller Gemächlichkeiten und des größten Ueberflusses genieße; es stehe aber zu besorgen, daß die Engländer nicht in gleichem Falle wären, weil sie die Beschwerlichkeiten einer langen Seereise ausgestanden, und dann die Mühe gehabt hätten, die Holländer zu schlagen. Ich erwiederte darauf mit etwas morgenländischer Hochrederei, unsere Schiffe wären schwimmende Paläste, worin man eben so wohl und eben so gemächlich lebe, als auf dem Lande, und wir wären unsern Feinden so sehr überlegen, daß es uns nicht viel Mühe habe machen können, sie zu besiegen.

Er eröffnete mir hierauf, der König, sein Herr, habe, auf die Nachricht von meiner Ankunft, einem mit der Statthalterwürde über verschiedene Landschaften bekleideten Staatsbeamten Befehl ertheilt, mir entgegenzureisen, um mich zu empfangen; er selbst aber habe den Auftrag, für unsere Bequemlichkeit und Bedürfnisse während der Reise zu sorgen. Schon hier, fügte er hinzu, würde er bessere Anstalten zu unserm Empfange getroffen haben, wenn er nicht gestern Abend erst zu spät von unserer Ankunft wäre benachrichtiget worden. Wir sollten indeß Alles erhalten, was er in dieser, von den Holländern ausgesogenen Gegend aufzubringen in Stande sei. Wirklich schickte er uns auch bald darauf einen hübschen Vorrath von Geflügel, Fi-

schen, Kokosnüssen, Reiß und Natchenny, einer Art von Getreide. Ich ermangelte nicht, ihm dafür zu danken, und ihm die Freundschaft der Engländer für den König sowol, als auch für die Bewohner dieses Landes zuzusichern. Als er hierauf in seiner bilderreichen Sprache äußerte, dieser Theil des Landes sei nur die Wurzel des Baums, welche bloß Zweige, aber keine Früchte hervorbringe, glaubte ich in eben diesem Tone antworten zu müssen: die Engländer ständen in dem Rufe, treffliche Gärtner zu sein, und sie würden sich glücklich schätzen, ihre Geschicklichkeit dazu anzuwenden, diesen großen Baum für ihre Freunde blühen zu machen; worauf er mit eben so großer Feinheit als Artigkeit erwiederte, es sei wohlgethan, gute Fruchtbäume mit Gräben und Schutzwehren zu umgeben, und dazu werde die Freundschaft der Engländer ihnen sehr willkommen sein. Man sieht, er wollte uns nicht zu Gärtnern, sondern nur zu Wächtern des Gartens haben, und wer da weiß, was für Gärtnerkünste die Europäer in Ländern anderer Welttheile, wo gutmüthige Eingeborne sie voll Vertrauen aufnahmen, auszuüben pflegten, wird ihm diese Vorsicht nicht verargen wollen.

Tumbela Kaumum ist zwar ein ziemlich großer, aber durch die Erpressungen der Holländer verarmter Ort. Ehemahls war er reich an Hornvieh, jetzt sind ihm nur noch einige kleine Herden und die schönen Wiesen und Triften übrig, worauf einst größere weideten. Darf man sich wundern, wenn jeder neue Europäische Gärtner, der diesen Leuten seine guten Dienste anbietet, ihnen Mißtrauen einflößt?

Am folgenden Morgen wurde unsere Abreise durch den Umstand verzögert, daß der uns verheißene Abgeordnete des Königs angekommen war. Mit diesem

mußte nun auch erst eine feierliche Zusammenkunft Statt haben. Er hatte Kandi, den Residenzort des Königs, vor neun Tagen verlassen, und brachte mir die Versicherung, daß, so wie der vorige König von Wohlwollen gegen die Engländer beseelt gewesen sei, der jetzige Beherrscher des Landes diese Gesinnungen von ihm geerbt habe. Dies mußte uns sehr angenehm zu hören sein. Allein minder angenehm klang die Warnung, die er hinzufügte, daß ich mich an das Gerede der Leute, die mir hier und da vielleicht Mißtrauen gegen die freundschaftlichen Gesinnungen seines Herrn einzuflößen versuchen könnten, keineswegees kehren müsse. Diese wären sammt und sonders Lügner, welche keinen Glauben verdienten. Der eigentliche Grund dieser Warnung blieb uns zweifelhaft. Ich begnügte mich daher, nur kurz darauf zu antworten, daß das Gefühl unserer eigenen freundschaftlichen Gesinnungen gegen den König und seine Unterthanen uns keine Zweifel gegen die seinigen erlaube.

Er entschuldigte hierauf nochmahls den Mangel an gehörigen Vorkehrungen zu unserer Aufnahme durch den Umstand, daß wir früher abgereiset wären, als sie erwartet hätten. Er kehre indeß, fügte er hinzu, unverzüglich zurück, um unsere Ankunft zu melden, und überall Befehl zu ertheilen, für unsere Bequemlichkeit und Bedürfnisse, so viel möglich, zu sorgen. Wirklich trat er seine Rückreise nun auch auf der Stelle an. Wir selbst setzten uns denn bald darauf gleichfalls in Bewegung.

Aber leider! fanden wir jene angenehme Versicherung, womit er uns verlassen hatte, weder heute, noch an allen folgenden Tagen unserer Reise, durch den Erfolg bestätiget. Nirgends zeigte sich auch nur die ge-

ringste Spur einer Fürsorge für uns. Fast überall fanden wir sehr schlechte und beschwerliche Wege, überall menschenleere Dörfer, nirgends die mindeste Anstalt, uns mit Lebensmitteln zu versorgen.

Unsere heutige Tagereise sollte bis nach Tertolay, einem beinahe viertehalb Deutsche Meilen entlegenen Orte, gehen. Auf der Hälfte des Weges, wo sich etwas Wasser fand, hielten wir an, und verzehrten mit herzlicher Eßlust ein Frühstück von Geflügel und Pökelfleisch. Einer von der Gesellschaft entdeckte einen Tiger in unserer Nähe, den wir durch Trommeln verscheuchten. Wahrscheinlich war dies das erste Mahl, daß der Grenadiermarsch an diesem Orte gehört wurde.

Nachmittags um drei Uhr kamen wir in die Nähe des genannten Orts, zu einem überaus angenehmen See, an dessen Ufer er liegt. Wir lagerten uns, und da wir Ursache hatten, hier die erste Wirkung der verheißenen Veranstaltungen für uns zu finden, so schickte ich mit großer Zuversicht an die Hauptperson des Dorfs zwei Boten ab, um ihr unsere Ankunft zu melden. Der eine war Mahomed Kossim, ein gescheiter Mann, der ein richterliches Amt in diesem Lande bekleidet hatte, vorher aber Handelsmann in Kandi gewesen und überall sehr bekannt war. Ich hatte ihn als Dolmetscher mitgenommen. Der andere Bote war ein braver alter Mann, ein Einwohner von Tumbela Kaumum, der sich hatte bewegen lassen, uns zu begleiten.

Wir harrten ihrer Zurückkunft, allein es verflossen anderthalb Stunden, ohne daß wir sie wiedersahen. Dies befremdete uns. Noch mehr aber waren wir erstaunt, als wir sie endlich nur von zwei Männern begleitet zurückkommen sahen, die Einzigen, welche sie in dem Dorfe gefunden hatten. Die beiden Männer führ-

ten den bekannten Entschuldigungsgrund an, daß die übrigen Bewohner des Orts auf ihren Reißfeldern wären. Zu unserm Vergnügen erfuhren wir indeß von ihnen, daß der königliche Beamte ihnen wirklich empfohlen hatte, uns mit Allem, was wir nöthig haben würden, zu versehen; allein der Ort war, ihrer Versicherung nach, so arm, daß sie, uns zu erquicken, weiter nichts auftreiben konnten, als ein einziges Stück Geflügel, etliche unreife Früchte und ein Dutzend faule Eier; eine schlechte und sehr unzureichende Erquickung für 173 durch einen beschwerlichen Weg erschöpfte Menschen!

Ein starker Regen durchnäßte in der Nacht unsere Zelte so sehr, daß wir am folgenden Morgen erst Alles wieder trocknen mußten, ehe wir weiterreisen konnten. Unser heutiger Weg war noch schwieriger, als die bisherigen. Gleich hinter dem Dorfe mußten wir über einen ziemlich breiten Fluß setzen, der über einen Felsengrund strömte. Es ist ein Ausfluß des erwähnten Sees, der hier ungemein schöne Aussichten nach fernen Gehölzen und Bergen darbietet. Den See bewohnen viele Alligators, eine Art Krokodille, und in einer Entfernung von einer kleinen halben Meile sahen wir eine Herde von zwei- bis dreihundert wilden Büffeln weiden.

Der nächste Ort unserer Bestimmung war Permaumadu, wovon man uns gesagt hatte, daß wir daselbst einen Ueberfluß an Reiß finden würden. Wirklich erblickten wir auch, als wir uns ihm näherten, die schönsten Reißfelder. Wir strengten daher unsere ermüdeten Kräfte an, um recht bald die Stelle zu erreichen, welche vorausgeschickte Boten zu unserer Lagerstätte ausgesucht hatten. Allein wie fanden wir uns getäuscht! Zu unserer großen Kränkung hatte man das Dorf lee-

rer, als die vorhergehenden, gefunden. Nur eine einzige Person, ein altes abgelebtes Mütterchen, war darin zurückgeblieben; alle Andere befanden sich, ihrem Vorgeben nach, auf den Reißfeldern.

Unsere Lage war nun in der That äußerst unbehaglich. Wir litten Mangel an Lebensmitteln, und waren jetzt ungewisser, als jemahls, was für Absichten und Gesinnungen wir dem Könige und seinem Volke gegen uns zutrauen sollten. Wie ließ der auffallende Widerspruch zwischen den Versprechungen des Beamten und der gänzlichen Vernachlässigung, die wir gleichwol erfahren mußten, sich anders erklären, als dadurch, daß entweder der König selbst, oder seine Diener sich der Treulosigkeit gegen uns schuldig machten? Am bedenklichsten schien uns der Umstand, daß Permaumadu gerade das erste königliche Dorf war, indem wir denjenigen Landstrich, welchen die Holländer noch zu ihrer Besitzung rechneten, nunmehr schon zurückgelegt hatten. Und gerade hier, wo wir der Erfüllung der uns gemachten Versprechungen am zuversichtlichsten entgegensehen durften, — hier, wo wirklich Reiß in Menge vorhanden war, mußten wir nicht allein gar keine Anstalt zu unserer Aufnahme und Verpflegung, sondern auch den Ort völlig menschenleer und nur ein altes Mütterchen finden, welches nichts davon gehört zu haben versicherte, daß irgend ein Befehl zu unserer Verpflegung gegeben wäre!

Unsere Geduld wurde dadurch auf eine starke Probe gestellt. Gleichwol beschloß ich, so lange es nur immer möglich wäre, der unangenehmen Nothwendigkeit auszuweichen, Lebensmittel mit Gewalt zu nehmen. Ich ergriff daher die kräftigsten Maßregeln, um zu verhindern, daß von unsern Leuten Jemand ins Dorf ginge, ermahnte diese zur Geduld, und vertröstete sie auf bessere Zeiten.

Das beste Mittel, die beschwerliche Ungewißheit, worin wir uns befanden, zu endigen, und, wo nicht eine baldige Unterstützung, doch die nöthige Aufklärung über unsere eigentliche Lage uns zu verschaffen, schien mir folgendes zu sein: einige meiner treuesten Leute mit einem Briefe an den König vorauszuschicken, und diesen aufzugeben, überall sorgfältige Beobachtungen über die Gesinnung der Eingebornen anzustellen, um, wo möglich, mit Gewißheit zu erfahren, ob sie aus eigener Furchtsamkeit, oder auf höhern Befehl vor uns flöhen. Mahomed Kossim, welcher einer dieser Kundschafter war, sollte von Zeit zu Zeit, und so oft er mir etwas Bestimmtes zu melden in Stande wäre, einen Boten zurückschicken, um mich zu benachrichtigen. Wir Andern wollten ihnen in kleinen Tagemärschen folgen, und je nachdem die Beobachtungen der Kundschafter ausfallen würden, unsere Reise entweder beschleunigen, oder einstellen.

Als aber am folgenden Morgen ein starkes Regenwetter, sowol unsern eigenen Aufbruch, als auch die Abreise der Boten um einige Stunden verzögerte, kam ein Reisender bei uns an, der den königlichen Beamten in einem Dorfe getroffen hatte, und uns die beruhigende Nachricht mittheilte, daß derselbe den Bewohnern des Dorfs Vorstellungen und Vorwürfe über ihr Weglaufen aus den Dörfern gemacht, und sie aufgefodert habe, uns, wann wir bei ihnen ankommen würden, mit den nöthigen Lebensmitteln zu versorgen. Durch diese Nachricht, deren Echtheit in Zweifel zu ziehen wir keine Ursache hatten, gewann die Lage der Sachen eine andere Gestalt. Wir glaubten nunmehr überzeugt sein zu dürfen, daß die Eingebornen nicht auf höhere Anordnung, sondern bloß aus eigener Furchtsamkeit sich

unsichtbar vor uns machten, und daß die Nichterfüllung der von dem Beamten uns gemachten Versprechungen bloß daher rühre, daß dieser, wahrscheinlich ohne bestimmte königliche Befehle, mehr versprochen habe, als er leisten könne. Und so behielt ich die noch nicht abgegangenen Kundschafter vor der Hand noch bei uns, und hoffnungsvoll setzten wir unsere Reise fort.

2.

Fortgesetzte Reise von Permaumadu nach Wishtegall.

Das nächste Dorf, welches wir erreichten, hieß Pulian Karaveti. Auch hier, wie überall, erlaubte ich unsern Leuten nicht hineinzugehen. Diesmahl wäre dies Verbot nicht nöthig gewesen, denn wir fanden hier nichts als leere Hütten, nicht einmahl ein altes Weib, welches uns hätte sagen können, daß die Einwohner auf den Reißfeldern wären.

Diese Bemerkung stimmte schlecht zu der Hoffnung, welche die Nachricht des Reisenden in uns geweckt hatte. Es war doch wirklich gar zu befremdend, daß die Furcht des Volks sich noch immer nicht verminderte, ungeachtet das Gerücht von dem guten und freundschaftlichen Betragen, welches wir überall auf das sorgfältigste beobachteten, sich nothwendig schon verbreitet haben mußte. Noch auffallender war es, daß die Vorstellungen des Beamten, wofern sie wirklich aufrichtig waren, so gar nichts sollten gefruchtet haben. Das Dorf war groß, man bemerkte ansehnliche Reißvorrathshäuser darin, und die Wohnungen der Einwohner waren mit der schon erwähnten Getreideart, Natchenni genannt, angefüllt. Sollte man nicht wenigstens Einen haben bewegen können, zurückzubleiben, um die Abwesenheit der Uebrigen

zu entschuldigen, und unserm nothwendigsten Bedürfnisse abzuhelfen? Unsere Zweifel an der Aufrichtigkeit des Beamten und an der guten Gesinnung des Königs mußten hier nothwendig wieder in ihrer ganzen vorigen Stärke erwachen. Es schien mir daher nunmehr rathsam zu sein, die vorauszuschickenden Kundschafter nicht länger zurückzuhalten. Sie gingen also ab, wir aber beschlossen, so lange liegen zu bleiben, bis wir aus dem nächsten Dorfe Nachrichten von ihnen erhalten haben würden.

Der Weg war heute minder waldig, als vorher, aber doch an verschiedenen Stellen rauh und tief gewesen. Den Boden fanden wir überall nur sparsam und nachlässig angebaut. Ueberhaupt scheinen Arbeitsamkeit und Kunstfleiß gerade nicht zu den besondern Tugenden der Eingebornen zu gehören, weil sie von der Regierung nicht dazu ermuntert werden. Der gute Boden und ein milder Himmelsstrich gewähren ihnen, ohne sonderliche Arbeit, das Nothwendige, und damit zufrieden, mögen sie lieber der Faulheit obliegen, als durch Fleiß und Strebsamkeit einen Ueberfluß erwerben, den sie nicht zu gebrauchen wissen. Wären wir unter glücklichern Umständen, folglich auch in besserer Gemüthsstimmung durch dieses Land gereiset, so würden wir oft Gelegenheit gehabt haben, die schönen, zum Theil sogar erhabenen Aussichten zu bewundern, die sich uns von Zeit zu Zeit darboten. Allein mit leerem Magen und sorgenvollem Kopfe ist man nicht sehr aufgelegt, bei Naturgemählden zu verweilen und ihre Schönheit anzustaunen. Die Verstimmung, mit der wir reiseten, hinderte uns indessen nicht, hier und da die Fährten eines Elephanten zu bemerken, der, einem sich fortbewegenden Berge gleich, mit seinem Riesenkörper die in seinem Gange ihm entgegenstehenden jungen Bäume

niedergeschmettert hatte. Bis jetzt aber waren wir noch nicht so glücklich gewesen, einen von ihnen zu Gesicht zu bekommen.

Als unsere Kundschafter abgereiset waren, fing das Gefühl des Hungers bei unsern Leuten an, sich so lebhaft zu äußern, daß ich nunmehr in der Nothwendigkeit zu sein glaubte, eigenmächtig zu nehmen, was die Unfreundlichkeit der Einwohner uns vorenthielt. Ich schickte daher in das verlassene Dorf, und gab Befehl, aus den Vorrathshäusern so viel Reiß zu holen, als zur Befriedigung unsers dringenden Bedürfnisses nöthig war. Ein neues Mißgeschick! Man fand die sorgfältig verschlossenen Speicher gänzlich leer. Jetzt blieb uns nichts mehr übrig, als aus den Wohnungen der Landleute von dem darin befindlichen Natchenni zu nehmen. Allein außerdem, daß dieses ein schlechteres und zugleich minder gesundes Nahrungsmittel ist, fand noch eine andere Unannehmlichkeit dabei Statt. Es mußte, ehe man es genießen konnte, erst gedroschen und dann gemahlen werden. Unsere übellaunigen Lastträger weigerten sich aber hartnäckig, diese Arbeit zu übernehmen. Sie wollten lieber hungern, als arbeiten, und zwar um so mehr, da sie von dem Genusse dieser für ungesund gehaltenen Getreideart krank zu werden besorgten. Nur die braven Seapoys, die unter der Anführung ihres wackern Befehlshabers, des Hrn. Cherech, sich überall und bei jeder Gelegenheit unverdrossen und folgsam bewiesen, ließen sich auch zu dieser Arbeit bereitwillig finden.

Der Tag verfloß, und am folgenden Morgen zeigte es sich daß die Meinung von der ungesunden Beschaffenheitedieser Getreideart doch wol kein bloßes Vorurtheil gwes ensei. Einige unserer Leute waren wirklich

krank davon geworden. Um so mehr sehnten wir uns nach guten Nachrichten von unsern Kundschaftern. Der genommenen Abrede gemäß, durften wir denselben am folgenden Morgen entgegensehen. Allein zu unserm großen Mißvergnügen sahen wir den ganzen Vormittag und einen Theil des Nachmittages umsonst danach aus. Schon war es drei Uhr, und noch ließ kein Bote sich blicken. Zum Glück für meine Freunde und mich überließ einer der Seapoys uns zwei von ihm gefangene Schildkröten. Die eine davon taugte nichts, die andere aber war sehr gut, und unser Koch bereitete daraus ein vortreffliches Gericht. Man kann denken, mit welchem Wohlbehagen wir uns dabei niedersetzten.

Eine Stunde späterhin hatten wir das Vergnügen, ein Paar besuchende Eingeborne ankommen zu sehen. Diese waren, wie sie sagten, aus Noatchi-Wettai, einem sechs Deutsche Meilen entfernten Dorfe. Sie waren von dem mehrerwähnten königlichen Beamten gesandt, um mir zu melden, daß er sein Mögliches gethan habe, um uns mit Lebensmitteln zu versorgen und die Wege für uns ausbessern zu lassen; er müsse aber bedauern, daß seine Bemühung keinen bessern Erfolg gehabt habe. Jetzt eile er, so sehr als möglich, nach Kandi, um dem Könige unsere Ankunft zu melden, und zu bewirken, daß anderweitige Anstalten zu unserer Versorgung getroffen würden. Noch fügten die beiden Männer hinzu, daß wir am nächsten Orte zuverlässig Reiß finden würden; nur vielleicht zu etwas hohem Preise, weil er jetzt selten sei.

Diese Nachrichten waren nun, wenn gleich nicht völlig befriedigend, doch schon sehr beruhigend. Um größerer Sicherheit willen beschloß ich indeß, ehe ich aufbrechen ließe, den von Mahomed zu sendenden Bo-

ten abzuwarten. Dieser erschien endlich Abends um fünf Uhr, und brachte mir einen Brief von ihm. Darin wurde mir gemeldet, er habe das nächste, ungefähr drei bis vier Meilen entfernte Dorf gleichfalls verlassen gefunden, und sei darauf noch eine Meile weiter nach dem Dorfe Wishtegall gegangen, wo er einigen daselbst vorgefundenen Leuten die stärksten Vorstellungen über ihr unvernünftiges Ausreißen gemacht, und sie bewogen habe, unsere Ankunft abzuwarten Ob wir Reiß von ihnen würden erhalten können, wisse er noch nicht; er werde indeß nicht aufhören, sich darum zu bemühen. Auf diese Nachricht beschloß ich, den folgenden Morgen weiterzureisen.

Es geschah. Die neuen Hoffnungen, mit welchen wir uns heute aufmachten, wurden von der Natur unterstützt, um uns aufzuheitern. Unser Weg war minder beschwerlich, die Gegend offener, und unser Auge wurde durch die herrlichsten Aussichten angezogen. Flüsse, Seen, anmuthige Thäler und ungeheure Berge, zwischen welchen wir hinzogen, boten die reizendsten und erhabensten Ansichten dar. Da wir Wishtegall bis auf eine halbe Stunde erreicht hatten, ließ ich Halt machen. Hier sollte unser Schicksal, sowol in Ansehung der Lebensmittel, als auch der Gesinnungen der Eingebornen gegen uns, entschieden werden, und hier sollte es sich zeigen, ob der königliche Beamte uns absichtlich getäuscht habe, oder durch wirkliches Unvermögen gehindert worden sei, seine Verheißungen zu erfüllen. Was Wunder, daß wir den Ort, wo diese wichtigen Zweifel gelöset werden sollten, nicht ohne Unruhe vor uns liegen sehen konnten!

Ich ließ unsere Leute sich lagern, und verbot Jedermann, uns zu folgen, indem ich mich mit Hrn. Che-

rech allein auf den Weg nach dem Dorfe machte. In dem Augenblicke, da wir abgingen, bemerkte dieser, daß die Einwohner nach der Waldung liefen, um sich abermahls vor uns zu verstecken. Eine traurige Vorbedeutung! Wir fuhren indeß fort, nach dem Dorfe hinzugehen. Auf der Hälfte des Weges sahen wir Mahomed uns entgegenkommen. Mit gespannter Erwartung gingen wir auf ihn zu, und hatten das Vergnügen, zu bemerken, daß er von zwei Einwohnern begleitet wurde. Die Hoffnung, welche dieser Umstand uns einflößte, wurde durch den Bericht, den Mahomed uns ertheilte, zu unserer großen Freude bestätiget. Es war ihm gelungen, die Einwohner wegen unserer Ankunft zu beruhigen, und sie zu bewegen, in ihren Häusern zu bleiben. Aber scheu, wie das Wild, hatten sie kaum unsern Zug in der Ferne wahrgenommen, als sie, uneingedenk ihres Entschlusses, dennoch davon liefen. Indessen versprachen die beiden mitgebrachten Männer, die wir auf das freundschaftlichste zu behandeln nicht ermangelten, sogleich zu ihnen zu gehen, und sie zur Rückkehr zu bewegen. Mahomed fuhr fort, uns durch die Nachricht zu beseligen, daß er tausend Maß Reiß für uns gekauft habe. Diese Worte klangen wie Tonspiel in unsern Ohren, und ungeachtet er hinzufügte, daß er sie aber sehr theuer habe bezahlen müssen, so wurde unser Vergnügen dadurch doch keinesweges gestört. In der Lage, worin wir uns befanden, konnte und durfte es uns auf eine Handvoll Geld mehr oder weniger gar nicht ankommen. Der Einkauf hatte nicht weniger als zwanzig Pagoden, oder nach unserm Gelde (die Pagode zu 4 Rupien, und die Rupie zu 18 Ggr. Sächsisch gerechnet) 60 Rthlr., gekostet, welches in einem Lande, zu dessen Haupterzeugnissen der Reiß gehört,

in der That ein hoher Preis war. Aber damit konnten wir nun auch unsere hungrige Mannschaft befriedigen; eine Wohlthat, welche mit zwanzig Pagoden nicht zu theuer erkauft war.

Wir benachrichtigten unsere Leute von diesem glücklichen Erfolge, und ließen sie, im Angesichte vieler Einwohner, welche unterdeß wirklich zurückgekehrt waren, bis auf eine schöne Ebene unweit des Dorfes vorrücken. Hier wurde Halt gemacht, und der Eingang ins Dorf Allen aufs strengste verboten. Dies verursachte den Eingebornen große Zufriedenheit. Wir schlugen unsere Zelte auf. Vor dem meinigen stand ein ehrfurchtgebietender alter Baum, der aber noch nichts von seiner Frische verloren hatte; und unter seinen starken Aesten hin hatte ich eine entzückende Aussicht auf ein sich bühnenmäßig sanft erhebendes Gehölz am Ende einer angenehmen Ebene, auf welcher Kühe weideten.

Unser treuer Mahomed sorgte nun auch dafür, daß der Reiß eiligst ausgedroschen wurde. Hr. Cherech und ich hielten eine fröhliche Abendmahlzeit von Geflügel und Reiß, welche durch das Bewußtsein gewürzt wurde, daß unsere Leute nun auf vier bis fünf Tage reichlich versorgt waren. Eben dieses Bewußtsein gewährte mir auch für die Nacht einen so vollkommen ruhigen Schlaf, als mir auf dieser Reise noch nicht zu Theil geworden war.

Am folgenden Tage mußten wir liegen bleiben, weil man diesen ganzen Tag noch nöthig hatte, um mit dem Ausdreschen völlig zu Stande zu kommen. Unser Frühstück war diesmahl prächtig, denn wir hatten treffliche Milch zum Thee, und eine Menge schöner und großer Eier von außerordentlich gutem Geschmacke. Es fand sich, daß es Pfaueneier waren. Pfauen giebt es hier in großer Menge.

Diesen Morgen fand sich ein Reisender bei uns ein, der von Allwalai kam, einem Orte, der nur drei Deutsche Meilen diesseit Kandi liegt. Dort hatte er, seiner Erzählung zu Folge, bei seiner Abreise den Oberbefehlshaber von Kandi mit Anordnungen zu unserm Empfange beschäftiget gefunden, und bemerkt, daß er sowol Wohnungen für uns einrichten, als auch die Wege ausbessern ließ. Diese angenehme Nachricht schien um so viel unverdächtiger zu sein, da der Mann, der sie uns brachte, zu einfältig war, als daß er zu einem Werkzeuge des Betruges hätte gebraucht werden können. Auch nahm er eine Pagode, die ich ihm in der Freude meines Herzens schenkte, ohne Umstände an, welches er nicht hätte thun dürfen, wenn er im Dienste der Regierung gewesen wäre, indem hier Jedem, welcher zu öffentlichen Geschäften gebraucht wird, auf das strengste verboten ist, von irgend Jemand Geschenke anzunehmen.

Nach einiger Zeit wurde mir vom Dorfe her angezeigt, daß vier bis fünf Personen angekommen wären, welche Mahomed mir zuführe. Sie hätten sich erst bei den Bewohnern des Dorfs sorgfältig nach uns und unserm Betragen erkundiget, und da ihnen nichts als Gutes von uns gemeldet worden sei, so hätten sie keine Schwierigkeit gemacht, sich zu uns führen zu lassen. Noch meldete man mir, diese Leute hätten mit aller anscheinenden Aufrichtigkeit geäußert, daß sie von einigen vornehmen Personen abgeschickt wären, um Nachrichten über uns einzuziehen. Ich gab hierauf Befehl, sie mit aller Höflichkeit zu behandeln, nebenbei aber auch auf ihre Bemerkungen zu achten.

Man sah sie hierauf mit vieler Aufmerksamkeit in unserm Lager umhergehen. Die Gewehre unserer Seapoys, die, wie gewöhnlich, bei meinem Zelte aufgestellt

waren, zogen ihre Blicke vornehmlich auf sich, und es schien, daß Einer von ihnen sie heimlich überzählte. Nach einiger Zeit, da sie über verschiedene Punkte, die man ihrer Untersuchung empfohlen haben mochte, wahrscheinlich auf dem Reinen waren, eröffneten sie uns, daß die gedachten vornehmen Personen, von welchen sie abgeschickt seien, sich in der Nähe befänden, und in der nahen Waldung nur auf ihre Zurückkunft warteten, um selbst zu uns zu kommen. Wirklich erhielten wir auch des Nachmittages einige ehrerbietige Botschaften von diesen, und als es Abend geworden war, erschienen sie selbst.

Es ist Sitte in diesem Lande, alle Staatsgeschäfte nur des Nachts vorzunehmen, ein Gebrauch, den man in ganz Asien sonst nirgends findet. Vermuthlich ist er in dem eifersüchtigen Mißtrauen einer tirannischen Regierung gegründet, welche immer Verrath besorgt, daher Alles heimlich treibt, immer auf ihrer Hut, und besonders gegen fremde Gesandte, die sie ungern annimmt, immer argwöhnisch ist. Wenigstens ist dies die Erklärung, welche Einer meiner Landsleute*), der dieses Land vor mir bereisete, und uns mit schätzbaren Bemerkungen darüber beschenkt hat, davon geben zu müssen glaubte. »Das größte Bestreben des Königs,« sagt er, »geht dahin, sich gegen Auflauf und Verschwörungen zu sichern. Nicht ohne Ursache, denn das Volk ist allerdings einer Regierung müde, von der es tirannisch behandelt wird, und hat schon mehrmahls Versuche machen wollen, sich davon zu befreien. Durch List und Glück wurden diese jedoch bisher immer noch

*) Knox.

vereitelt. Aus diesem Grunde sind der König und seine Diener des Nachts sehr wachsam. Der Lärm der Trompeten und Trommeln, welche auf allen Wachen ertönen müssen, hindert ihn und Andere am Schlafe, und setzt ihn dadurch in den Stand, die meisten Staatsgeschäfte des Nachts zu verrichten. Um diese Zeit pflegt er daher Gesandte anzunehmen, Briefe zu lesen, Hofleute ihrer Stellen zu entsetzen, und Andere dafür anzunehmen. Ein anderer Theil seiner Staatskunst besteht darin, daß das Land für Fremde so unzugänglich als möglich gemacht wird. Deßwegen dürfen keine Wälder, am wenigsten solche, welche eine Landschaft von der andern trennen, ausgehauen, keine Brücken geschlagen und keine Landstraßen angelegt werden.«

In Ansehung des Argwohns der hiesigen Regierung gegen ihr eigenes Volk mag diese Bemerkung vollkommen gegründet sein. Es war von jeher die verdammliche Weise schwacher und tirannischer Völkerbeherrscher, dem Mißtrauen gegen ihre Unterthanen nachzuhangen, und selbst die unschuldigsten Aeußerungen und Handlungen derselben verdächtig zu finden, weil ihr Gewissen ihnen sagte, daß sie des allgemeinen Hasses würdig seien. Was aber die Vorsichtigkeitsmaßregeln gegen Fremde betrifft, so bedaure ich, bekennen zu müssen, daß ich sie keiner Indischen Regierung verargen kann. Auch die beste muß es bedenklich finden, Europäer bei sich aufzunehmen, die bisher noch immer, in allen fremden Welttheilen und bei allen Völkern, welche gutmüthig oder unvorsichtig genug waren, sie bei sich einnisten zu lassen, mit falschen Liebkosungen anfingen, und mit Unterjochung endigten. Asien, Afrika und Amerika liefern die unläugbarsten Belege zu dieser hartklingenden, aber nur zu gegründeten Bemerkung, welche die spä-

teste Nachkommenschaft mit Abscheu gegen uns und unsere Herrschsucht erfüllen muß. —

Die gedachten vornehmen Herren eröffneten ihre Verhandlung mit mir, wie gewöhnlich, mit aller diesem Volke so vorzüglich eigenen Förmlichkeit. Nachdem dieser ein Genüge geschehen war, zeigten sie mir an, daß der Oberfehlshaber von Kandi, der noch immer mit Anstalten zu unserer besseren Verpflegung beschäftiget sei, sie gesandt habe, um mir sein Bedauern sowol über die Unbequemlichkeiten zu bezeigen, die wir auf unserer bisherigen Reise gefunden haben würden, als auch besonders darüber, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, mir, wie ehemahls dem Englischen Herrn Botschafter Pybus, früher entgegen zu kommen. Um indeß von den gehörigen Höflichkeitsbezeigungen noch so viel möglich zu beobachten, lasse er mich ersuchen, da, wo sie mich treffen würden, Halt zu machen, um erst seine Ankunft abzuwarten. Sie seien, fügten sie hinzu, deßhalb Tag und Nacht mit der größten Eile gereiset, und bäten mich nun, daß ich zu Wishtegall bleiben möchte.

Da dieser Wunsch dem meinigen keinesweges gemäß war, so erwiederte ich mit den lebhaftesten Dank- und Höflichkeitsbezeigungen, ich sei gerührt von der Aufmerksamkeit, womit der Herr Oberbefehlshaber mich zu beehren die Güte habe; indeß genüge mir der bloße Wille desselben, und da er bei den mir zu erweisenden Höflichkeiten keine andere Absicht habe, als die, mich zu verbinden, dies aber noch besser durch die Beschleunigung meiner Reise geschehen könne, so hoffe ich, daß er nichts dawider haben werde, wenn ich, statt ihn hier zu erwarten, meinen Zug fortsetze.

Als sie hierauf, ohne auf meine Erklärung Rücksicht zu nehmen, noch immer in mich drangen, daß ich

doch zu Wishtegall bleiben möchte, um hier erst die mir gebührenden Ehrenbezeigungen anzunehmen, erwiederte ich, daß ich zwar morgen aufbrechen, aber aus Gefälligkeit gegen den Herrn Oberbefehlshaber langsamer, als ich sonst Willens gewesen sei, nur bis Nallendi Karaveti, zwei Tagereisen von hier, reisen wolle. Dort verspräche ich, so lange zu warten, bis er entweder selbst da eintreffen, oder ich auf zwei an den König gesandte Briefe Antwort erhalten würde.

Mit dieser Erklärung waren sie zufrieden. Sie stellten hierauf eine genaue Erkundigung nach der Anzahl meines Gefolges an, damit, wie sie sagten, für Alle desto vollständiger gesorgt werden könne, und da sie hierüber gehörige Auskunft erhalten hatten, versicherten sie, sie würden nun so viel möglich eilen, sowol den Oberbefehlshaber, als auch dem Könige Bericht von dieser Unterredung abzustatten. Ich hielt für nöthig, sie zu ersuchen, dies mit aller möglichen Genauigkeit zu thun, um Mißverständnisse zu verhüten, und nachdem ich hierüber ihre Versicherung erhalten hatte, nahmen sie Abschied.

Nach dieser langweiligen Unterhaltung wendeten wir uns, Hr. Cherech und ich, zu einem angenehmen Geschäfte, dem Abendessen. Die Luft war diesen Abend ungewöhnlich kühl und feucht. Der Thau durchdrang die dreifache Decke meines Zelts, und ich lag die ganze Nacht durch wie in einem kalten Bade. Dies hatte für meine, schon an sich nicht feste Gesundheit die nachtheiligsten Folgen. Vergnügt indeß über die bessere Aussicht in Ansehung des Hauptzweckes unserer Reise, ließ ich mich am folgenden Morgen dadurch nicht abhalten, weiter zu reisen.

3.

Fortgesetzte Reise von Wishtegall nach Nallendi Karaveti. Langweiliger Aufenthalt daselbst.

Die gewöhnlichen Zögerungen des Aufpackens wurden diesmahl durch die Größe des mitzunehmenden Reißvorraths so sehr vermehrt, daß wir uns erst Nachmittags um vier Uhr in Bewegung setzen konnten. Wir hofften indeß, noch bis zu einem ungefähr anderthalb Meilen entfernten See zu kommen, wo wir unsere Zelte aufzuschlagen und zu übernachten gedachten.

Allein wir fanden den Weg, trotz einigen Ausbesserungen, die man hin und wieder damit vorgenommen hatte, über alle unsere Erwartung rauh und schwierig. Er war mit kleinen Felsenstücken und spitzigen Steinen wie besäet, und unser schwerfälliger Zug konnte daher nur sehr langsam darauf fortschreiten. Darüber wurde es Nacht, und endlich stockfinster. Dies, sammt der Versicherung der Eingebornen, daß die wilden Thiere den Wald, durch welchen unser Weg führte, zur Nachtzeit sehr unsicher und das Durchreisen durch denselben, ohne viele Lichter, äußerst gefährlich machten, bewog uns, Halt zu machen, und uns in dem jetzt trocknen Bette eines Flusses zu lagern, den wir den Felsenfluß nannten, weil gerade neben der Stelle, wo wir sein Bett betraten, eine ungeheure Felsenmasse aus demselben zu einer fürchterlichen Höhe emporsteigt. Wir sahen uns hiezu um so mehr gezwungen, da unsere Ochsen uns nicht hatten folgen können, weil sie, zwischen Felsen eingeklemmt, ohne Licht- und Hülfe unmöglich weiterkommen konnten.

Wir schickten nun sofort einige Seapoys und Träger den Ochsen mit so viel Lichtern zu Hülfe, als wir

auftreiben konnten. Unglücklicher Weise waren meine Lichtbüchse und alle unsere Laternen mit einem Theile des Gefolges, wobei auch einer meiner Dolmetscher und mein Geheimschreiber sich befanden, vorausgegangen, unwissend, daß wir uns genöthiget sehen würden, an dieser Stelle liegen zu bleiben. Mit diesen konnten wir also uns erst am folgenden Morgen wieder vereinigen.

Sobald unsere Ochsen angekommen waren, traf Hr. Cherech die besten Anstalten zu unserm Schutze gegen die wilden Thiere. Er ließ nämlich zwei große Holzstöße errichten und anzünden, welche die ganze Nacht hindurch in hohe Flammen aufloderten. Es ist bekannt, daß alle reißende Thiere durch nichts mehr in ehrerbietiger Entfernung gehalten werden, als durchs Feuer. Als wir am folgenden Morgen weiter zogen, hatten wir Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß die uns geschilderten Gefahren, welchen Reisende hier zur Nachtzeit ausgesetzt sind, weder eingebildet, noch übertrieben waren. Wir fanden nämlich die noch frische Spur eines Elephanten, welcher unserm Vortrabe ganz nahe gewesen war, und hörten, daß ein Bär zwischen unsern Leuten durchgelaufen, und nur durch einen Schuß, den er zu rechter Zeit empfing, verhindert worden sei, Schaden unter ihnen anzurichten.

Wir frühstückten an der Stelle, wo unser Vortrab übernachtet hatte, und erreichten zwei Stunden nachher den Ort Noatchi-Wetti, wo einige Eingeborne uns ganz treuherzig empfingen, und ohne alle Aengstlichkeit sich mit uns unterhielten. Allein diese waren auch aus einer andern Klasse, als alle Diejenigen, mit welchen wir bisher zu thun hatten, nämlich sogenannte Chollars, welche einen besondern Stamm bilden und Muhamedaner sind. Der Hauptstamm derjenigen Ein-

gebornen hingegen, welche den größten Theil der Unterthanen des Königs von Kandi ausmachen, werden Zingalesen genannt. Bisher hatten wir nur erst mit Leuten aus dieser größern Klasse Verkehr gehabt; hier aber fanden wir die ersten Chollars, und bemerkten bald, daß sie sich von jenen in mehr als Einem Betrachte vortheilhaft auszeichneten. Sie waren offener und zutraulicher, als diese, von welchen sie sich auch durch eine männlichere Gemüthsart und durch größere Thätigkeit unterschieden.

Als wir uns von diesen Leuten wieder trennen wollten, nahm Einer von ihnen unsern Mahomed auf die Seite, und warnte ihn sehr zutraulich, daß wir gegen die Verräthereien der Zingalesen auf unserer Hut sein möchten. Er schilderte sie als ein treuloses Volk, dem nicht zu trauen sei. Besonders widerrieth er uns, in diejenigen Häuser zu gehen, die sie für uns zubereiten möchten. Ich kann nicht entscheiden, in wiefern diese Winke gegründet waren; da sie indeß durch unsere bisherigen Erfahrungen gewissermaßen bestätiget wurden, so bestärkten sie uns in dem Vorsatze, überall mit gehöriger Behutsamkeit zu Werke zu gehen.

Wir langten Abends zwischen fünf und sechs Uhr bei einem Orte an, welcher Gona heißt, und da wir bei unserer Gewohnheit blieben, unter freiem Himmel zu übernachten, so sahen wir uns genöthiget, unsere Zelte an einer nicht sehr bequemen Stelle, nämlich auf der engen Landstraße aufzuschlagen, wo wir rings umher von Bergen und Waldung umgeben waren. Da diese Lage auf den Fall, daß wir uns nicht unter Freunden befanden, unsicher und gefährlich scheinen konnte, so nahm Hr. Cherech die nöthigen Maßregeln zu unserer Sicherheit. Er stellte Posten aus, machte selbst

von Zeit zu Zeit die Runde, und ordnete an, daß die Schildwachen die ganze Nacht hindurch, von Viertelstunde zu Viertelstunde, einander zurufen mußten: Alles wohl!

Da sich immer mehr Umstände hervorthaten, welche den uns eingeflößten Argwohn gegen die Zingalesen gewissermaßen rechtfertigen konnten, diese auch von ihrer Seite noch immer fortfuhren, Aengstlichkeit und Mißtrauen gegen uns zu äußern, so wünschte ich, sobald als möglich, Nallendi Karaveti zu erreichen, wo ich mit dem Oberbefehlshaber von Kandi zusammentreffen sollte, und wo dann, wie ich hoffte, das gegenseitige Mißtrauen aufhören würde. Allein der Weg war heute so rauh und felsig, daß wir oft Halt machen mußten, um erst Menschen und Thiere sich von den Beschwerlichkeiten des Marsches erholen zu lassen. Wir erreichten endlich eine schöne Ebene, auf der wir übernachteten.

Ehe wir am folgenden Morgen wieder aufbrechen konnten, um vollends nach Nallendi Karaveti, dem verabredeten Zusammenkunftsorte, hinzuziehen, erhielt ich zwei Boten von dem Oberbefehlshaber, welcher mir anzeigen ließ, daß zwar, seinen Befehlen zu Folge, alle mögliche Eile angewendet werde, um ein Haus bei Nallendi für mich einzurichten, daß man aber damit doch vor Abend nicht fertig werden könne. Er hoffe daher, daß ich hier ein wenig verweilen werde, um die Vollendung der nöthigen Einrichtungen abzuwarten. Ich antwortete, daß ich zwar eben in Begriff gewesen sei, aufzubrechen, nun aber, um den Wünschen des Herrn Oberbefehlshabers zu willfahren, meine Abreise gern um einige Stunden verschieben werde. Die Boten sagten, daß sie ihn zu Allwalai verlassen hätten, daß er

aber wahrscheinlich heute auch noch nach Nallendi kommen werde.

Meinem Versprechen gemäß, ließ ich nun erst um halb 1 Uhr aufbrechen. Wir mochten etwas über eine Stunde fortgerückt sein, als wir drei bis vier Personen mit einem starken Gefolge, bei welchem auch einige Pikenträger und Bogenschützen sich befanden, uns entgegenkommen sahn. Es waren Abgeordnete vom Oberbefehlshaber. Nach den gewöhnlichen Artigkeitsbezeigungen, rückten sie mit ihrem Auftrage hervor, welcher in zwei Punkten bestand. Der erste war, daß ich mir gefallen lassen möchte, hier so lange zu verweilen, bis die für mich eingerichtete Wohnung mit weißem Tuche ausgeschlagen wäre. Sobald dieses geschehen wäre, würden sie mich einholen lassen. Diesen Punkt konnte ich genehmigen, worauf mir denn auch der zweite vorgetragen wurde. Da jetzt, hieß es, viele der vornehmsten Personen zu Nallendi Karaveti versammelt seien, so könne man diesen Ort jetzt als das Hoflager betrachten, und man werde es daher, als eine besondere Höflichkeit, gern sehen, wenn ich, dem Hofgebrauche gemäß, meinen Tragsessel hier verließe, und den übrigen Weg zu Fuß machte.

Ich erstaunte über die Foderung einer so außerordentlichen Ehrfurchtsbezeigung in so weiter Entfernung vom Hofe, und antwortete, so bereit ich sei, jeden Gebrauch des Landes und des Hofes zu beobachten, so stehe es doch jetzt nicht in meinem Vermögen, mich diesem Verlangen zu fügen, weil meine Gesundheit durch die Beschwerlichkeiten der Reise und durch das heiße Wetter so sehr gelitten habe, daß ich nicht zu Fuße gehen könne. Sie erwiederten, man habe mich bloß von Dem, was die Sitte dieses Landes mit sich bringe, be-

nachrichtigen wollen, übrigens könne ich thun, was mir beliebe. Die Abgeordneten kehrten hierauf wieder zurück; wir aber machten an dem Flusse Nallendi, in einer sehr angenehmen schattigen Gegend Halt. Der Ort Nallendi lag noch etwas entfernt, indeß gab es hier schon viele Häuser, oder eigentlicher zu reden, Hütten, denn die Wände derselben bestanden nur aus Lehm und Stroh. Uebrigens hatten sie ein ganz zierliches Ansehen, und bildeten zusammen ein Viereck, in dessen Mitte ein Haus von größerem Umfange stand. Auch sah man hier ein vom vorigen Könige erbautes, aber unvollendet gebliebenes niedliches Lusthaus, nahe am Flusse, in einer sehr reizenden Gegend, welche die Aussicht auf schöne grüne Berge jenseit des Flusses hat.

Indem wir hier nun warteten, kamen einige Personen, welchen man es ansehen konnte, daß sie unsere Leute überzählten. Ich vermuthete, es geschehe, um die Menge der Lebensmittel zu bestimmen, die zu unserer Verpflegung erfodert werde, und war daher nicht befremdet.

Statt der Stunde, die man uns hier zu warten ersucht hatte, verflossen deren zwei, ehe wir zu der für uns bestimmten Wohnung abgerufen wurden. Diese hatte wirklich ein sehr artiges Ansehn. Die Wände waren von außen mit grünen Kokosblättern bekleidet, welches die Vorstellung einer angenehmen Kühle, deren man in dem Innern genießen werde, weckte. Ein weiter Eingang führte in einen Vorraum, auf dessen beiden Seiten man in ein Zimmer trat, deren jedes ungefähr funfzehn Fuß ins Gevierte betrug. In dem für mich bestimmten war ein thron-ähnlicher Sitz von ungewöhnlicher Höhe und Pracht veranstaltet.

Da die Meinung dabei zu sein schien, daß ich den-

6*

selben einnehmen sollte, um mich alsdann feierlich bewillkommen zu lassen, so setzte ich mich ohne Umstände darauf, und harrte der lästigen Begrüßung. Allein zu meiner Befremdung ließ man die schöne Gelegenheit, eine langweilige Förmlichkeit mehr zu beobachten, diesmahl unbenützt. Es erschien Niemand, aber es kam etwas Besseres, — eine sehr große Menge von Kokosnüssen, die man mir schickte, und die ich für die Vorboten einer anderweitigen reichlichen Versorgung mit mannichfaltigen Lebensmitteln nehmen zu dürfen glaubte. Allein es war gesagt, daß jede meiner Erwartungen, so wahrscheinlich sie auch immer sein mochte, fehlschlagen sollte. Es kam weiter nichts, und nach angestellter Erkundigung mußte ich zu meinem Erstaunen hören, daß weiter gar nichts vorhanden sei. Ich ließ hierauf durch Mahomed nachfragen, ob nicht eine von den Personen da sei, welche kurz vorher auf dem Wege zu uns gekommen waren. Zwei von diesen erschienen, allein sie wußten mir weiter nichts zu sagen, als daß weder Reiß, noch sonst etwas vorräthig sei, und daß auch, ohne ausdrückliches Geheiß des Oberbefehlshabers, gar nichts angeschafft werden könne. Dieser befinde sich aber noch zu Allwalai. Nun hätten sie zwar schon Boten an ihn gesandt, allein vor Morgen könnten sie keine Antwort erwarten.

Es schien mir nicht undienlich zu sein, mein Erstaunen über diese eben so sonderbare, als unangenehme Täuschung in den stärksten Ausdrücken laut werden zu lassen. Ich that dies mit aller der Wärme, wozu ich durch ein so seltsames Benehmen berechtiget zu sein glaubte, erinnerte sie an die Versicherungen, die sie selbst und die frühern Abgeordneten des Oberbefehlshabers mir ertheilt hätten, daß ich hier Lebensmittel aller

Art für unsere Leute in Ueberfluß finden würde, und schilderte ihnen das Unangenehme und Unschickliche einer Täuschung, wodurch ich abgehalten worden sei, selbst für uns zu sorgen und größere Vorräthe einzukaufen. Die unbefriedigende Antwort, welche ich darauf erhielt, war diese: der Oberbefehlshaber müsse den Einwohnern wol keine bestimmte Anweisung ertheilt haben, uns mit Mundvorrath zu versorgen, morgen aber werde er selbst hier sein.

Ich verlangte hierauf, daß sie wenigstens sogleich nach Nallendi Karaveti zu den daselbst befindlichen Hofleuten schicken, und diese von meiner gerechten Befremdung sowol, als auch von der Verlegenheit, worin ich mich befände, benachrichtigen sollten. Sie versprachen, selbst dahin zu gehen, und in einer Stunde zurückzukommen. Allein sie blieben aus, und es erfolgte weder Antwort, noch Reiß. Dafür aber sahn wir auf der entgegengesetzten Seite des Flusses einen beträchtlichen Trupp bewaffneter Mannschaft aufziehen, der uns bewachen sollte. Eine unnöthige Vorsicht! Gescheiter wäre es gewesen, wenn man uns zu essen gegeben hätte. Uns bewachen konnten wir selbst.

Auch der ganze folgende Morgen verging, ohne daß wir erfuhren, woran wir wären. Die Geduld, welche unsere Leute dabei bewiesen, war bewundernswürdig. Man hörte sie weder murren, noch klagen.

Um ein Uhr hatte ich das Vergnügen, einen gewissen Soliman zu mir zurückkehren zu sehen, den ich von Trinkomale aus mit einem Briefe an den König nach Kandi gesandt hatte, um meine Sendung und den Zweck derselben anzuzeigen. Dieser berichtete mir, daß seine Hinreise dadurch sehr erschwert und verlängert worden sei, daß öffentliche Beamte ihn absichtlich, wie er zu

glauben Ursache habe, auf unrechte Wege geleitet hätten, und daß er zu Allwalai von dem Oberbefehlshaber sei aufgehalten worden. Dieser habe ihn sehr genau über alle die Engländer betreffende Umstände ausgefragt, und ihm dann gesagt, daß sein Brief an den König von dort aus besorgt werden solle. Er sei also nicht bis Kandi gekommen, und habe Allwalai in verflossener Nacht mit zwei vornehmen Herren verlassen, welche mit großem Pompe und einem zahlreichen Gefolge zu mir kämen. Vermuthlich würden sie bald hier sein.

Erst gegen sieben Uhr des Abends erhielt ich Nachricht, daß die beiden Herren zu Nallendi angekommen seien. Sie ließen mir durch den Beamten, den wir zu Tumbela Kaumum gesehen hatten, und durch den Vornehmsten ihres Gefolges, unter den gewöhnlichen umständlichen Förmlichkeiten anzeigen, es werde, auf ihr Geheiß, in der Nähe meines Hauses ein Pandaul, d. i. ein Gehör- oder Audienzsaal errichtet, damit ich sie, der Landesgewohnheit gemäß, darin aufnehmen könne. Die Abgeordneten fügten hinzu, man erwarte um so mehr, daß ich mich diesem Gebrauche fügen werde, da die beiden Herren von höherem Range, als gewöhnlich, seien. Man sieht, meine Geduld sollte auf immer härtere Proben gestellt werden.

Es wäre freilich leicht gewesen, mich auch dieser Förmlichkeit zu fügen; allein da ich, als Gesandter, die Pflicht hatte, meiner Würde nichts zu vergeben, so glaubte ich, auch bei dieser Gelegenheit nicht gar zu willfährig sein zu müssen, und antwortete, nach einigen Höflichkeitsbezeigungen, es werde mir angenehm sein, die Herren hier in meiner Wohnung zu empfangen. Allein sie bestanden hartnäckig darauf, daß es

in dem Pandaul geschehen müsse, weil eben so alte, als geheiligte Gewohnheiten es so verlangten, und fügten hinzu, es scheine schicklich zu sein, daß ich den Herren Abgeordneten an einem dritten Orte auf halbem Wege entgegenginge, da sie unmittelbar vom Könige gesendet würden, so wie ich von dem Oberstatthalter von Madras.

Ich gab hierauf zu erwägen, daß ich mit der Würde eines Gesandten bekleidet sei, jene Herren aber nur als Abgeordnete zu mir kämen, und berief mich nebenbei auf den Empfang meines ehemahligen Vorgängers, des Hrn. Pybus, dem der Oberbefehlshaber zu Nallendi den ersten Besuch gemacht habe. Da sie geneigt waren, diesen Umstand zu bezweifeln, berief ich mich auf sein Tagebuch. Allein nun hatten sie die Ausrede, daß die beiden Fälle nicht völlig gleich seien, denn jetzt wären es zwei Personen, und zwar Herren von höherem Range, welche zu mir kämen. Dies Letzte war, wie ich nachher erfuhr, eine Unwahrheit, denn die beiden Abgeordneten waren in der That nur Geheimschreiber. Als ich hierauf den Mittelweg vorschlug, daß ich sie an, oder auch vor meiner Thür empfangen, und sie dann nach dem Pandaul begleiten wolle, ließen sie sich denselben endlich gefallen, doch nur unter der Bedingung, daß es sich mit dem Empfange des Herrn Pybus wirklich so verhalten habe, wie ich behaupte.

Diese wichtige Unterhandlung hatte nicht weniger als zwei Stunden hingenommen, und ich wurde dieser langsamen und umständlichen Unterhändler nur mit Mühe los, nachdem ich ihnen vorher über die unerwartete Täuschung und Vernachlässigung, die ich hier habe erfahren müssen, die stärksten Vorstellungen gemacht hatte.

Ich glaubte, nun endlich aus freier Brust athmen zu dürfen, und mit weiteren Förmlichkeiten verschont zu bleiben, allein ich irrte mich. Es stellten sich zwei neue Boten von den Abgeordneten ein, und verlangten, meine beiden Dolmetscher zu sprechen. Als man diese mit ihnen zusammengebracht hatte, erklärten sie rund heraus, die Abgeordneten könnten und würden von Dem, was sie durch die ersten Boten hätten verlangen lassen, keinesweges abgehen, weil es in ihren Gebräuchen gegründet sei. Wolle ich aber dennoch mich dieser Foderung nicht unterwerfen, so könne eher keine Zusammenkunft zwischen ihnen und mir Statt finden, als bis sie erst an den König gesandt und neue Verhaltungsbefehle erhalten haben würden. Für Lebensmittel hätten sie so gut als möglich gesorgt, allein vor der Zusammenkunft könne nichts davon abgeliefert werden.

Diese letzte Erklärung brachte mich in die Klemme. Ich mußte mich entschließen, entweder meiner Gesandtschaftswürde etwas zu vergeben, oder unsere Leute dem Mangel auszusetzen. Das Erste war unangenehm, das Letzte hart. Ich entschloß mich daher zu Jenem, und antwortete: sobald die Abgeordneten über den Fluß gegangen sein würden, wolle ich ihnen entgegenkommen, und sie nach dem Pandaul begleiten. Ihre ursprüngliche Foderung war, daß ich ihnen auf eine weitere Strecke entgegenkommen solle.

Hiemit zufrieden, hatten sie sich denn endlich auf den Weg gemacht, und wir sahen sie am späten Abend mit einem starken Gefolge, welches theils aus Fackel- und Sonnenschirmträgern, theils aus Beamten und etwa 50 Bewaffneten bestand, wirklich erscheinen. Ich meines Theils konnte und wollte ihnen kein so zahlreiches und prächtiges Gefolge entgegenführen, denn ob-

gleich Hr. Ehereck gesonnen war, alle seine Seapoys aufzustellen, so ersuchte ich ihn doch, es bei zwölf Mann bewenden zu lassen, weil ich bemerkt hatte, daß unsere Bewaffneten ihnen Besorgnisse einflößten. Ich wollte also lieber ihnen an Pracht nachstehen, als ihr Mißtrauen nähren.

Erst um halb ein Uhr nach Mitternacht konnte unser pompreicher Zug, vor lauter lästigen Feiergebräuchen, den Zusammenkunftssaal erreichen. Die Abgeordneten bestiegen eine für sie hingestellte Bank; ich aber setzte mich auf einen für mich bestimmten, mit weißem Tuch belegten Stuhl. Da aber jene, meinem Bedünken nach, in Verhältniß zu meinem Stuhle, etwas zu hoch angelegt war, so ließen sie sich gefallen, wieder herabzusteigen, und wir fingen nun unser langweiliges Geschäftsgespräch von beiden Seiten stehend an. Es wurde von ihrer Seite mit einer Menge nichtssagender Fragen begonnen, welche den Gesundheitszustand, erst des Hrn. Oberstatthalters, dann des Nabobs, hierauf der Mitglieder des Raths, und endlich der vornehmsten Einwohner von Madras betrafen, wobei sie denn jedesmahl ihr Vergnügen über das vernommene Wohlbefinden der genannten Personen, und ihre besten Wünsche für die Fortdauer desselben wiederholten. Da sie endlich damit fertig waren, kam die Reihe, auf eine ähnliche Weise zu fragen, an mich. Um sie nach ihrem Geschmacke zu bewirthen, ging auch ich die ganze lange Reihe von Erkundigungen, von dem Könige an bis auf die letzten Hofbeamten, geduldig durch, und äußerte gleichfalls mein besonderes Vergnügen über die angenehmen Antworten, die ich darauf erhielt.

Nachdem diesem wichtigen Gegenstande ein Genüge geschehen war, schritten sie zu Erkundigungen über die

Stärke und Unternehmungen der an der Küste von Zeilon erschienenen Englischen Truppen, worauf ich ihnen treulich Auskunft gab. Da sie nun aber auch ferner zu wissen verlangten, worin die nächste Bestimmung unserer Flotte und unsers Heers bestehen werde, bat ich um Entschuldigung, daß ich mich über einen so zarten Punkt nicht wohl anders, als gegen den König selbst, auf eine befriedigende Weise erklären könne. Sie schienen das Schickliche in diesem meinen Benehmen zu fühlen, und äußerten nun, daß sie über einige eben so wichtige als schwierige Punkte mit mir zu unterhandeln hätten, und daher wünschen müßten, daß die Leute vom Gefolge, welche sich dicht um uns her gedrängt hatten, entlassen würden. Als dies geschehen war, ließen sie sich mit großer Feierlichkeit und Umständlichkeit über die unverletzliche Heiligkeit ihrer Gebräuche aus, und hofften, daß ich dieselbe anerkennen würde. Ich begnügte mich, meine Achtung gegen die Landesgebräuche jedes Volks, besonders eines so alten, auszudrucken, weigerte mich aber, eine bestimmte Antwort auf ihr Ansinnen zu geben, bevor ich nicht wisse, worin es bestehe.

Sie schritten hierauf zu einer Eröffnung darüber. Der erste Punkt erregte um so mehr mein Erstaunen, je wichtiger die Miene war, mit der sie ihn vortrugen. Es wäre, sagten sie, von jeher die Gewohnheit der Gesandten gewesen, von Kolumbo her nach Kandi zu reisen, und sie hofften daher, daß ich mich entschließen würde, von eben der Seite her dahin zu gehen, damit sie die Gelegenheit erhielten, mich auf eine meiner Würde gebührende Weise zu empfangen, welches auf dem Wege, den ich bisher genommen habe, nicht geschehen könne. Ueberdas wäre auf diesem Wege noch nie ein Gesandter nach Kandi gekommen.

Ich setze voraus, daß meine Leser hier eine Karte von Asien, worauf sich die Insel Zeilon verzeichnet findet, zur Hand nehmen, und aus der Lage der drei Oerter Trinkomale, Kandi und Kolumbo das Seltsame dieser Foderung beurtheilen werden. Der erste Ort liegt nämlich auf der östlichen, der letzte auf der westlichen Küste von Zeilon, Kandi aber zwischen beiden in der Mitte. Ich also, der ich von Osten kam, sollte um Kandi herum erst einen weiten Umweg nehmen, um dann von Westen her nach dieser Stadt zu kommen, — weil die ehemahligen Holländischen Gesandten, welche von Kolumbo aus abgeschickt wurden, nur von dieser Seite nach Kandi kamen! Kann man sich ein wunderbareres Ansinnen und einen lächerlicheren Grund dazu erdenken? Die Ausdrücke, deren sie sich dabei bedienten, ließen es zweifelhaft, ob ihre Meinung sei, daß ich nur bis auf die Straße von Kolumbo, oder gar nach diesem Orte selbst erst reisen sollte. Im ersten Falle wurde mir ein Umweg von zehn Deutschen Meilen, im andern eine Unmöglichkeit zugemuthet, weil Kolumbo noch in den Händen der Holländer war, und folglich erst von mir erobert werden mußte, ehe ich meine Gesandtschaftsreise von dort her anstellen konnte. Ich nahm den ersten Fall als ihre wahre Meinung an, und antwortete:

Da ich nicht von Kolumbo, sondern von Trinkomale aus abgeschickt sei, so könne ich natürlicher Weise auch nur von diesem, und nicht von jenem Orte kommen. Mein Geschäft sei zu wichtig und zu dringend, als daß ich mir einen so unnöthigen, als großen Unweg gefallen lassen könne. Hiezu komme, daß ich nicht der erste Gesandte sei, der auf dem von mir eingeschlagenen Wege zu ihnen komme; denn sie würden sich erinnern, daß

Hr. Pybus in keiner andern Richtung nach Kandi gereiset sei. Gegen diesen letzten Umstand wandten sie ein, die Reise des gedachten Herrn habe einer verstohlenen Streiferei ähnlich gesehen; die meinige aber betrachte man in einem höhern Lichte. Ihr Wunsch sei daher auch, mich mit mehr Anstand und größerem Gepränge zu empfangen. Dieses sei aber nur auf jenem, und nicht auf diesem Wege möglich. Deßwegen müßten sie auf ihrer Foderung bestehen.

Alle meine Vorstellungen dagegen, alle meine Versicherungen, daß ich mich mit geringeren Ehrenbezeigungen begnügen würde, weil mir mehr an der Beschleunigung meiner Reise, als an Pomp, gelegen wäre, blieben fruchtlos. Was sollte ich am Ende machen? Wollte ich die Hoffnung, den Zweck meiner Sendung zu erreichen, nicht ganz aufgeben, so mußte ich mich zu dem mit so großer Hartnäckigkeit verlangten Umwege endlich bequemen. Ich fügte indeß zur Nachricht hinzu, nur die Achtung und Freundschaft gegen den König könnten mich bewegen, in ihre Foderung zu willigen; denn sie müßten nicht glauben, daß ein Englischer Gesandter sich das Beispiel oder die Gewohnheit der Holländer als ein Gesetz vorschreiben lasse; worauf sie erwiederten, die große Macht und Ueberlegenheit der Engländer sei ihnen wohl bekannt; auch werde mir daher mehr Achtung erwiesen werden, als einem Holländischen oder irgend einem andern Gesandten je zu Theil geworden sei.

Jetzt kam ein zweiter Punkt der Unterhandlung an die Reihe. Dieser betraf die mich begleitenden Seapoys. Die Herren Abgeordneten äußerten, daß es ganz unnöthig sein würde, sie nach Kandi mitzunehmen, da der König mir eine Wache, und zwar eine so starke geben

werde, als ich sie nur verlange. Wollte ich aber ja einige bei mir haben, so hofften sie, daß ich mich auf eine geringe Anzahl, etwa auf sechs bis sieben, einschränken würde. Auch diese Foderung war mir eben so unerwartet, als unangenehm. Die Seapoys machten den schönsten Theil meines Gefolges aus, und würden gegen die Begleitung der ehemahligen Holländischen Gesandten, welche größtentheils aus Gesindel zu bestehen pflegte, einen vortheilhaften Abstich gemacht haben. Außerdem war die Hauptabsicht, warum sie mir zugegeben waren, die, dem Könige und seinen Feldherren ein Pröbchen von unserm Kriegswesen zu zeigen, um ihnen Ehrfurcht dafür einzuflößen.

Ich sperrte mich daher lange gegen ihre Zumuthung, und zwar so nachdrücklich als möglich, und es kam darüber zu einer so weitläufigen Verhandlung, daß man hätte glauben sollen, es stehe nichts Geringeres, als das ganze Wohl des Staats dabei auf dem Spiele. Nach langem Streiten verwilligten sie mir endlich, erst acht, zuletzt zehn Mann mitzunehmen. Ich meines Theils schränkte mich endlich auf die Hälfte der gesammten Mannschaft, nämlich auf fünf und zwanzig ein, bestand nun aber auch auf dieser Foderung eben so hartnäckig, als sie auf der ihrigen. Allein statt der Bewilligung, die ich erwartete, erfolgte weiter nichts, als die trockne Frage, wozu denn auch nur ein einziger nöthig sei? Dann fügten sie die Erklärung hinzu, sie würden den Inhalt unserer Verhandlung über diesen Punkt nach Hofe berichten, und ich würde mir gefallen lassen, die Entscheidung des Königs abzuwarten. Dagegen stellte ich nun zwar vor, daß mir die Zeit zum Stilliegen zu kostbar sei, und daß ich daher eine schnelle Abreise wünschen müsse; allein sie blieben un-

beweglich, indem sie, wie gewöhnlich, die Unverletzlichkeit ihrer heiligen Gebräuche vorschützten. Sie versprachen indeß, den Bericht nach Hofe so eilig zu besorgen, daß wir am dritten Tage schon Antwort erhalten könnten. Ich maß zwar dieser Versicherung wenig Glauben bei, allein ich mußte mich doch entschließen, zu warten.

Als diese langweilige Unterhaltung endlich geschlossen war, wurde eine angelegentliche Erkundigung nach der Menge und Beschaffenheit der Geschenke angestellt, die ich für den König mitbrächte. Man wünschte zu wissen, in wie viel Kisten und Koffern sie enthalten wären, wie viele Menschen zum Tragen derselben erfodert würden u. s. w. Ich wich einer bestimmten Antwort auf diese vorwitzigen Fragen, so gut ich konnte, aus, weil ich in der That nur wenige Geschenke, und zwar von geringem Umfange und Gewichte, bei mir hatte.

Endlich wurde denn auch der dringende Punkt, die Lebensmittel betreffend, in Erwägung gezogen, und nachdem ich die Versicherung erhalten hatte, daß dafür alsobald gesorgt werden solle, schieden wir Morgens um sieben Uhr aus einander. Die verhandelten Armseligkeiten hatten also einen Zeitaufwand von nicht weniger als sechs Stunden gekostet!

Es wurde uns nun zwar wirklich Reiß mit dem nöthigen Zubehör gebracht, aber nicht viel mehr, als gerade für einen Tag, und zwar nur für die Seapoys, erfodert wurde; die Lastträger konnten folglich nur wenig davon abbekommen. Auch für Hrn. Cherech und mich erfolgte weiter nichts, als ebendieselbe Kost. Ich ließ über Beides Vorstellungen machen, die aber, einige Eier abgerechnet, die man uns das nächste Mahl mitschickte, ohne Wirkung blieben. Glücklicher Weise ver-

schaffte uns Soliman noch ein paar Stück Geflügel. Es gereichte uns indeß zum Troste, nach angestellten Nachforschungen zu finden, daß diesmahl nicht sowol böser Wille, als vielmehr wirklicher Mangel an unserer kärglichen Verpflegung Schuld war. Reiß war in der That nicht in Ueberfluß vorhanden, und uns mit Geflügel zu versorgen, stand nicht in ihrer Macht, weil ein Gesetz des Königs verbietet, irgend ein Thier innerhalb seiner Besitzungen zu tödten, es müßte denn heimlich geschehen. Diese seltsame Einschränkung des Gesetzes wird nun zwar überall bestens benützt; allein die Abgeordneten durften doch für uns keinen Gebrauch davon machen, weil dieses nicht ohne Oeffentlichkeit hätte geschehen können. Das Schlimmste war, daß man ehrenhalber den Einwohnern aufs strengste verboten hatte, uns irgend etwas zu verkaufen, damit es nicht heißen sollte, daß wir uns selbst hätten beköstigen müssen. Man ließ uns also hungern, um uns Ehre zu erweisen.

Am folgenden Morgen erfuhr ich, daß zwei der Abgeordneten an das diesseitige Ufer gekommen wären, und ich ging zu ihnen, um einen Versuch zu machen, ob ich nicht etwas von den Vortheilen, die sie bei unserer gestrigen Zusammenkunft über mich erhalten hatten, ihnen wieder abjagen könne. Ich gab ihnen daher mit guter Manier zu verstehen, daß ich erwarte, diesmahl von ihnen nach dem Pandaul geführt zu werden, da ich gestern ihnen die Höflichkeit erwiesen hätte, sie dahin zu führen. Dies wurde aber, als eine Verletzung ihrer Gebräuche, geradezu abgelehnt.

Ich gab ihnen hierauf in starken Ausdrücken meine Verwunderung zu erkennen, daß man mir weniger Aufmerksamkeit und Achtung, als meinem Vorgänger, dem

Herrn Pybus, beweise. Dieser sei gerade hier, in dem für ihn zubereiteten Hause, von einem Oberbefehlshaber besucht worden, dahingegen ich noch mit keinem Besuche von ihnen in meinem Hause beehrt worden sei. Dieser Beschwerde half einer der beiden Herren durch einen ganz glücklichen Einfall ab. Der Besuch, sagte er, sei mir längst zugedacht, da aber das für mich eingerichtete Haus zu klein dazu sei, so habe man den Pandaul errichten lassen, der ja auch als mein Haus zu betrachten sei. Ich ergriff diese feine Ausrede mit Vergnügen, und mich sofort mit ihnen wieder ins Gleichgewicht zu setzen, schickte auf der Stelle hin, um von dem Pandaul Besitz nehmen zu lassen, und führte dann meine Gäste dahin, als nach meinem Hause.

Auf einige, mit Bescheidenheit vorgetragene Beschwerden über den Mangel, den man uns leiden lasse, erfolgte bloß die Antwort, daß sie den Inhalt unsers gestrigen Gesprächs unmittelbar darauf an den König sowol, als auch an den ersten Minister einberichtet hätten, und daß sie in der nächsten Nacht, oder doch morgen früh, schon Antwort darauf zu erhalten hofften. Sie ließen hierauf merken, daß sie zwar noch von Geschäften mit mir zu reden hätten, es aber, da jetzt die Zeit zum Mittagsessen wäre, bis zu einer gelegneren Stunde verschieben wollten. Ich ersuchte sie dagegen, entweder zu bleiben, oder mir ihren Besuch auf den Abend zu schenken, allein sie verschoben ihn bis auf den nächsten Tag, und gingen.

Erst am folgenden Nachmittage gefiel es ihnen, ihr Versprechen zu erfüllen. Die Absicht dieses Besuches schien zuvörderst zu sein, mich noch mit einer Menge von Gebräuchen bekannt zu machen, die ich zu beobachten

hoffentlich mich nicht weigern würde, und dann noch etwas genauer über alle Umstände, unsere Kriegsmacht und unsere Siege über die Holländer betreffend, wovon ich Augenzeuge gewesen war, Erkundigung einzuziehen. Als ich ihnen über diesen letzten Punkt die genaueste Auskunft gegeben hatte, und nun zu meiner eigenen Angelegenheit überging, um sie zu bewegen, mich nicht länger aufzuhalten, weil der Zweck meiner Sendung die größte Eile erfodere, antwortete der Eine von ihnen, daß sie die Genehmung des Hofes stündlich erwarteten, und daß ich, sobald diese eingelaufen sein würde, weiter keine Verzögerung zu besorgen hätte. Für jetzt müsse er unverzüglich zu dem Oberbefehlshaber nach Allwalai reisen, um diesen von dem Inhalte unsers heutigen Gesprächs zu benachrichtigen. Er hoffe aber, wo nicht in der Nacht schon, doch morgen früh unfehlbar zurückzukehren. Nach dieser Erklärung beurlaubten sie sich.

Wahrscheinlich werden die Leser über die unerhörte Förmlichkeit und Umständlichkeit dieser langweiligen Menschen schon lange die Geduld verloren haben, und sie können aus ihrem eigenen Gefühle schließen, wie mir, dem unmittelbaren Opfer dieser Langweiligkeiten, dabei zu Muthe sein mußte. Mögen sie sich denn auch mit meinem Schicksale trösten, und sich ermannen, mit Geduld zu *lesen*, was ich mit Ergebung *leiden* mußte.

Unter den zu Kandi zu beobachtenden Gebräuchen, womit ihre Vorsicht mich heute schon bekannt zu machen für nöthig hielt, war einer, den ich geradezu und mit völliger Entschlossenheit ablehnen mußte. Sie verlangten nämlich, daß ich, einer geheiligten Gewohnheit gemäß, wenn ich mich der Person des Königs nähern würde, mich *auf die Erde werfen*, und *so lange*

liegen bleiben sollte, bis ich die Erlaubniß aufzustehen erhalten würde; denn, setzten sie hinzu, dazu müsse an ihrem Hofe Jedermann, selbst der erste Minister und die Oberbefehlshaber, sich bequemen. Ich erwiederte ohne Bedenken, daß ich zu einer so demüthigenden Ehrfurchtsbezeigung mich nie verstehen würde, weil der König, dem zu dienen ich die Ehre hätte, von keinem seiner eigenen Unterthanen mehr verlange, als daß sie ein Knie vor ihm beugten*). Dazu erböte ich mich denn ebenfalls auch gegen den ihrigen.

Diese Entschlossenheit und der sichtbare Unwille, womit ich meine Erklärung ablegte, machte die Herren Abgesandten über diesen Punkt nachgiebiger, als sie über irgend einen andern gewesen waren; und sie gaben zu erkennen, daß sie mit Dem, wozu ich mich erboten hätte, zufrieden wären.

Gegen das Ende unserer Unterredung wurde meine eigene Persönlichkeit ein Gegenstand ihrer Neugier; sie wußten aber die Grobheit, welche dabei begangen werden mußte, so geschickt und so fein einzukleiden, daß sie zu einer verbindlichen Artigkeit wurde. Freunde, sagten sie, wünschten gegenseitig alle Umstände, selbst die unbedeutendsten, von einander zu wissen, und es sei daher nicht anders als natürlich, daß sie von eben dieser Wißbegierde in Ansehung meiner sich belebt fühlten. Auch würde der König das Verdienstliche meiner Reise um so mehr zu schätzen wissen, wenn er erführe,

---

*) Er hätte hinzusetzen können, daß auch dieses, selbst nach dem eigenen Urtheile der edelsten und mächtigsten Fürsten in Europa, schon mehr sei, als ein Sterblicher von dem andern verlangen könne.

Der Herausgeber.

in welchem Range ich in meinem Vaterlande stände, — welche Lage und Verwandten ich deßhalb verlassen hätte, — ob ich verheirathet wäre, — ob ich Kinder hätte, und wie viele, — ob Vater und Mutter, ob Brüder und Schwestern von mir am Leben wären, und wie ihre Lage, in Rücksicht auf Rang und Vermögensumstände, beschaffen wäre, u. s. w. Kein Kind kann fragseliger, und zugleich kein Pariser höflicher dabei sein, als diese Herren es gegen mich waren. Ich befriedigte ihre Neugier, so weit ich es gut fand, mit aller anscheinenden Offenheit, und sie erklärten sich darüber eben so vergnügt, als verpflichtet.

4.

Endliche Abreise von Nallendi Karaveti. Ankunft zu Gunnoor (Gunnuhr). Weitläufige Verhandlungen daselbst.

Schon waren sechs Tage verflossen, seitdem der Eine der Abgeordneten nach Allwalai mit der Versicherung abgegangen war, daß er am folgenden Tage zurückkehren würde, und noch immer hatten wir weiter nichts von ihm gehört, als daß er von da nach Kandi gereiset sei. Nie hatte ich so viele Tage hinter einander in einer so langweiligen und ängstlichen Lage verlebt. Es war der 28ste Hornung, an dem wir endlich erfuhren, daß ein Oberbefehlshaber aus einem andern Kreise am Tage zuvor, in Begleitung einer zweiten Person von Ansehen, von Kandi zu Allwalai angekommen sei, und heu zu Nallendy erwartet werde.

Wir überließen uns auf diese Nachricht um so lieber der Hoffnung einer baldigen Erlösung aus unserer höchst unangenehmen Lage, da diese seit einigen Tagen angefangen hatte, wirklich bedenklich zu werden. Das

jenseitige Ufer des Flusses war nämlich mit einer Kette von Wachen oder Wächtern, wie in Kriegszeiten, besetzt worden, und Keinem unserer Leute wurde mehr erlaubt, hinüber zu kommen. Ich fand indessen dennoch Mittel, durch heimlich ausgeschickte Kundschafter die wichtige Nachricht zu erfahren, die man uns durch jene strengen Maßregeln zu verheimlichen suchte, daß ein Holländischer Gesandter, von Kolumbo aus, mit Europäern und Malaien auf dem Wege nach Kandi sei. Ich hatte es von Zeit zu Zeit keinesweges an den dringendsten Vorstellungen bei den Abgeordneten zu Nallendi, über die unerhörten Zögerungen, womit man mich hinhielt, fehlen lassen; aber diese wußten jedesmahl einer bestimmten Antwort auszuweichen. Jetzt saßen Herr Cherech und ich in dem Pandaul, und verzehrten unmuthig unser letztes Huhn, als uns endlich, zu unserm großen Vergnügen, die Ankunft der neuen Abgeordneten gemeldet wurde. Sie geruheten, zu uns an das diesseitige Ufer mit dem ganzen zahlreichen und prächtigen Gefolge des Oberbefehlshabers herüberzukommen. Dieses Gefolge bestand, außer der Dienerschaft, aus einer Menge, auf verschiedene Art bewaffneter Krieger, die unter Tonspiel, mit Fahnen und kleinen Drehbassen *), ihren soldatischen Aufzug hielten.

Nachdem ich sie in den Versammlungssaal geführt, und Jeder mit gewohnter Förmlichkeit seinen Sitz eingenommen hatte, eröffnete mir endlich der Oberbefehlshaber, zu meinem großen Vergnügen, daß er vom Könige gesandt sei, mich abzuholen. Allein auch er bestand unweigerlich auf dem Punkte, daß ich mir ge-

---

*) Kleine Kanonen, die auf einem Pfahle befestiget sind, so daß man sie auf demselben nach Gefallen drehen kann.

fallen lassen müsse, vorher erst auf den Weg von Kolumbo jenseits Kandi geführt zu werden. So ärgerlich diese Bedingung auch war, weil sie abermahls eine dreitägige Zögerung verursachte, so mußte ich sie mir doch gefallen lassen, weil man mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit darauf beharrte. Eben so steifköpfig fand ich sie in Bezug auf zwei andere Punkte, deren einer unsere Seapoys, der andere mein Reitpferd betraf. Ich wurde belehrt, daß zu Kandi Niemand, wer er auch sein möge, außer dem Könige, reiten dürfe. Vergebens stellte ich, der Wahrheit gemäß, vor, daß ein täglicher Ritt zur Wiederherstellung meiner angegriffenen Gesundheit unentbehrlich sei. Keine Betrachtung war ihnen wichtig genug, um in die Verletzung eines ihnen so heiligen Gesetzes zu willigen. Was die Seapoys betraf, so nahmen sie die Bewilligung der ersten Abgeordneten, vermöge welcher ich die Hälfte derselben mitnehmen sollte, zurück, und schränkten die Vergünstigung nur auf zwölfe, nebst dem Anführer, Hrn. Cherech, ein. Zwölf andere sollten mit den Zelten bis zu unserer Zurückkunft hier bleiben, die übrigen aber unverzüglich nach Trinkomale zurückkehren. Es half kein Sperren dagegen, ich mußte mich fügen, und so kam es denn nun wirklich zum Aufbruch.

Am 4ten März hatten wir endlich das Vergnügen, uns nach so vielen verdrießlichen Zögerungen an dem Ziele unserer Reise zu sehen. Dies war der Ort Gunnoor, eine Deutsche Meile hinter Kandi, auf der Landstraße nach Kolumbo. Hier, wo die fremden Gesandten immer zu wohnen, und von diesem Standpunkte aus mit dem Hofe zu unterhandeln pflegten, wurde auch uns unsere Wohnung angewiesen. Es war ein geräumiges viereckiges Gebäude, umgeben mit einem Viereck von

andern Häusern, worin füglich fünf hundert Personen aufgenommen werden konnten. Die Wände waren zwar nur, wie gewöhnlich, von Lehm, aber doch stark und gut gearbeitet. Wir nahmen Besitz davon, und fingen an, uns einzurichten.

Am folgenden Morgen, als wir kaum die Betten verlassen hatten, stellten sich zwei Besucher ein. Allein der Besuch galt nicht sowol mir, als den für den König mitgebrachten Geschenken. Diese wurden in ein von ihnen dazu bestimmtes Gebäude gebracht, welches einen Theil des Vierecks ausmachte. Die Besucher schickten dann eine Person an mich ab, die nach höflichen Erkundigungen, mein Befinden u. s. w. betreffend, mich ersuchen mußte, mich zu ihnen zu verfügen. Da ich mich aber wirklich zu schlecht befand, und ihr Besuch wahrscheinlich nur auf irgend eine neue Förmlichkeit abzweckte, so ließ ich sie ersuchen, statt meiner, sich mit Hrn. Cherech zu unterhalten; worauf dieser denn auch zu ihnen ging. Der Gegenstand ihrer Unterhaltung lief, wie vorauszusehen war, auf bloße Armseligkeiten hinaus.

Bisher hatten die guten Deutschen den traurigen Vorzug, für das schwerfälligste und umständlichste Volk, besonders in Bezug auf Staatsverhandlungen und auf Rechtspflege, gehalten zu werden. Dieses Vorzuges werde ich sie durch meine Reisebeschreibung berauben. Denn eine solche Menge von Förmlichkeiten und eine so eiserne Anhänglichkeit daran, als mein widerwärtiges Schicksal mich hier finden ließ, muß, glaube ich, selbst Demjenigen ein Lächeln abgewinnen, der eine Rechtssache in Wetzlar oder eine Staatsangelegenheit in Regensburg zu verhandeln hatte.

Kaum waren wir jene ersten Abgeordneten los, so

wurde mir gemeldet, es seien zwei Personen von Hofe jenseit des Flusses angekommen (welcher einige hundert Ruthen von unserer Wohnung vorbeifloß), und ihre Absicht sei, mich zu besuchen. Ich wurde zugleich belehrt, es sei unumgänglich nothwendig, daß ich bis ans Ufer ginge, um sie beim Uebersetzen zu empfangen. Meine Vorstellung dagegen, daß es zu heiß, ich aber zu schwach sei, wurde als ungültig verworfen. Ich hätte in den letzten Zügen liegen können, und sie würden mir nichts, was zu ihren heiligen Gebräuchen gehört, erlassen haben. Nichts, als die Wichtigkeit, welche der Gegenstand meiner Sendung für den Dienst des Königs und des Vaterlands hatte, hätte mich bewegen können und dürfen, mir so viele demüthigende Zumuthungen gefallen zu lassen. — Ich schleppte mich also hin, und mußte froh sein, daß sie mir, als ich am Ufer angekommen war, nicht auch noch zur Pflicht machten, den sehr steilen und langen Steig von zerbröckelten Felsenstücken bis ans Wasser hinab zu steigen. Nachdem die Herren endlich bis zu mir gekommen waren, führte ich sie mit aller nur möglichen Feierlichkeit in unsere Wohnung.

Diesmahl wurde ich, nachdem die gewöhnlichen Erkundigungen nach dem Befinden u. s. w. geendigt waren, durch eine Eröffnung überrascht, die mich mit Verwunderung und Freude erfüllte. Da alle unsere bisherigen Unterhandlungen, welche doch nichts als unbedeutende Nebendinge betrafen, einen so schwerfälligen und langsamen Gang gehabt hatten, so war ich darauf gefaßt, mich in noch viel größere Umständlichkeiten verwickelt zu sehen, sobald es zu Hauptgeschäften kommen würde. Wie mußte ich daher erstaunen, als die Abgeordneten mir berichteten, daß der König, um meinen

oft geäußerten Wunsch zu erfüllen, das Geschäft, um dessentwillen ich gesandt sei, schnell beendiget zu sehen, gnädigst geruhen wolle, meine Beglaubigungsbriefe schon diesen Abend von mir anzunehmen. Ich konnte nicht Worte genug finden, ihnen meine Zufriedenheit über diese außerordentliche Gunst und meine große Dankbarbeit dafür auszudrucken.

Allein so ganz ohne Umstände und Zögerung sollte es denn doch auch diesmahl nicht abgehen. Unter den hier zu beobachtenden Gebräuchen, worauf man mich schon vorbereitet hatte, war auch der, daß ich mir gefallen lassen müsse, den Weg vom jenseitigen Ufer des Flusses bis nach Kandi zu Fuße zurückzulegen. Nun machte aber mein jetziges Uebelbefinden es mir beinahe unmöglich, dieser Foderung ein Genüge zu thun, und ich äußerte daher den Abgeordneten die Hoffnung, daß man mir erlauben werde, mich, wo nicht auf einer Prachtbahre (Palankin), doch in einem Dulei, d. i. in einem bedeckten Tragsessel von geringerem Ansehen, tragen zu lassen. Allein dagegen verwahrten sie sich, als gegen eine völlig unzulässige Sache, mit Hand und Mund, und als ich ihnen vorstellte, daß durch eine so strenge Anhänglichkeit an Gebräuche und Gewohnheiten die wichtigsten Geschäfte verabsäumt oder vereitelt werden müßten, antworteten sie, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, es könne schlechterdings nichts Wichtigeres geben, als die Gebräuche des Landes und die dem Hofe gebührende Ehrfurcht. Nach jenen aber könne auf dieser Seite von Kandi, von dem Ufer des Flusses an, Niemand, als der König, weder reiten, noch sich tragen lassen; so wie auch auf der andern Seite, bis zu einer Entfernung von zehn Deutschen Meilen, Niemand sich der Tragbahre bedienen dürfe. Gesandte, die den Weg

nach Kandi nicht zu Fuße machen könnten, müßten zu Gunnoor bleiben, ein Fall, den sie mit einem Portugiesischen Gesandten aus Goa wirklich schon erlebt hätten. Ich ersuchte sie hierauf, Sr. Hoheit, dem Könige, auf der einen Seite mein ernstliches Verlangen, mich in alle Gebräuche des Landes zu fügen, auf der andern aber auch mein gänzliches Unvermögen, einen so weiten Weg zu Fuße zu machen, und zugleich meine Hoffnung vorzustellen, daß er, in Betracht der Wichtigkeit und Eilfertigkeit des mir aufgetragenen Geschäfts, gnädigst geruhen werde, mir entweder zu erlauben, eine Ausnahme von der Regel zu machen, und mich tragen zu lassen, oder doch wenigstens die mir bewilligte Zusammenkunft bis morgen auszusetzen.

Man übergab mir hierauf ein Schreiben vom Kapitän Bonnevaux, dem Englischen Oberbefehlshaber zu Trinkomale, welches mir schon längst hätte zugestellt werden sollen, mir aber bis dahin vorenthalten war; ein Umstand, den sie durch einen nichtssagenden Vorwand zu entschuldigen suchten. Ich öffnete den Brief in ihrer Gegenwart, und fand darin die lebhaftesten Besorgnisse, sowol in Ansehung des glücklichen Erfolges meiner Sendung, als auch unserer Sicherheit, indem Hr. Bonnevaux mir meldete, der Hof zu Kandi äußere ganz augenscheinlich feindselige Gesinnungen gegen die Engländer, indem Befehle von ihm ausgegangen seien, wodurch aller Verkehr mit uns aufs schärfste verboten und den Eingebornen zur Pflicht gemacht werde, jeden Engländer, den man im Lande finden werde, aufzugreifen. Der Kapitän fügte hinzu, daß dadurch zu Trinkomale schon jetzt ein drückender Mangel an Lebensmitteln bewirkt worden sei.

Ich theilte meinen Besuchern diese unerwartete Nach-

richt auf der Stelle mit, und äußerte ihnen in den stärksten Ausdrücken mein Erstaunen über ein so unerhörtes, beleidigendes und undankbares Benehmen gegen Freunde, welche gekommen seien, sie von ihren Unterdrückern, den Holländern, zu befreien, und welche von ihrer Seite, seit ihrer Landung zu Trinkomale, keinen Schritt gethan hätten, der nicht die freundschaftlichsten Absichten und Gesinnungen verriethe. Ich bat sie, zu überlegen, welche unangenehme Folgen nothwendig daraus entstehen müßten, wenn man jene ungerechte und harte Maßregel auch nur gegen einen einzigen Engländer wirklich ausführen sollte, und drang sehr nachdrücklich darauf, daß der dazu ertheilte beleidigende Befehl auf das schnellste widerrufen würde.

Die Abgeordneten gestanden freimüthig ein, daß ich Recht habe, mich über jenen Befehl zu beschweren, von dem sie jedoch versicherten, daß er nur auf Mißverständnissen beruhe; und nachdem sie sich noch einige neugierige Fragen über den Zustand unserer Flotte zu Trinkomale erlaubt hatten, verließen sie mich, mit der Versicherung, daß sie dem Könige sogleich von Allem Bericht abstatten würden. Nach der diesen Leuten eigenen unersättlichen Gier nach förmlichen Ehrenbezeigungen, äußerten sie die Erwartung, daß ich sie nun auch bis an den Fluß zurückbegleiten würde; indeß ließen sie sich endlich, wiewol nicht ohne Schwierigkeit, meine Entschuldigung gefallen, da ich ihnen zeigte, wie nöthig es sei, daß ich mich schone, wenn ich den Weg nach Kandi entweder diesen Abend noch in einem Dulei, oder morgen zu Fuße machen solle.

Der Tag verging, ohne daß ich weiter etwas erfuhr. So auch der folgende Morgen, an welchem bloß unsere ersten Besucher sich einstellten, nicht um mir, sondern

noch einmahl den Geschenken ihren Besuch zu machen, und sich nebenbei nach meinem Befinden zu erkundigen.

Erst um sechs Uhr des Abends erschien ein Dolmetscher, der nach vielen Krümmungen und Fragen mir entdeckte, daß der König gnädigst geruhen werde, mir morgen Abend Gehör zu geben. Dieser Aufschub hatte, wie ich in der Folge erfuhr, keinen andern Grund, als den, daß man nicht sollte sagen können, der Tag zu meiner Vorstellung am Hofe sei von mir selbst bestimmt worden.

Die Zeit bis dahin verfloß uns auf die unangenehmste Weise, weil das Wetter unerträglich heiß, unsere Wohnung aber eng und dumpfig war. Dabei machte man sich noch immer der Unart gegen uns schuldig, uns nur mit schlechten und unzureichenden Lebensmitteln zu versorgen. Früchte und frische Eier erhielten wir gar nicht mehr, und von Geflügel kaum so viel, als zur höchsten Nothdurft erfodert wurde.

5.

Erste Zusammenkunft mit dem Könige von Kandi.

Am folgenden Morgen wurde mir von den beiden Herren, die, wie gewöhnlich, wieder einen Besuch — bei den Geschenken ablegten, angezeigt, daß diesen Abend ein Oberbefehlshaber kommen und mich feierlich nach Kandi abholen würde. Es ist schon oben bemerkt worden, daß alle Staatsgeschäfte hier zur Nachtzeit vorgenommen werden. Wir hatten also Zeit, uns in gehörige Verfassung zu setzen.

Abends zwischen sechs und sieben Uhr wurde mir gemeldet, daß der Oberbefehlshaber auf dem jenseitigen Ufer angekommen sei, und meiner warte. Sofort

machte ich mich mit allen unsern Leuten auf, und zog in bester Ordnung dem Flusse zu, um ihn zu empfangen. Diesmahl mußte ich mich schon bequemen, auch den hohen Uferpfad bis ans Wasser hinabzusteigen. Sobald man mich kommen sah, stiegen der Oberbefehlshaber in einen, seine vornehmen Begleiter aber in einen andern Kahn, um zu mir herüberzufahren. Das zahlreiche Gefolge hingegen, welches aus Bewaffneten, Pfeifern Trommelschlägern, Bedienten u. s. w. bestand, watete zu Fuße durch. Die Menge der Fackeln, welche dabei brannten, so wie das Pfeifen, Trommeln und Schießen aus kleinen Kanonen am jenseitigen Ufer, gaben dem Auftritte Pracht und Feierlichkeit.

Der Oberbefehlshaber war ein Mann von einnehmender Gestalt, der die hier sehr gemeine Artigkeit und Feinheit mit einem Grade von freundlicher Offenheit verband, welcher unter diesem Volke minder gewöhnlich ist. Ich führte ihn in unsere Wohnung, wo über der Anordnung, wie die Geschenke fortgeschafft und unsere Leute vertheilt werden sollten, eine gute Stunde verstrich. Als nun der Zug sich endlich in Bewegung setzen sollte, übergab ich dem Oberbefehlshaber die Büchse, worin die Beglaubigungsbriefe sich befanden. Dieser setzte sie, nachdem er sie in Musselin gewickelt hatte, auf einen silbernen Teller, breitete ein mit Silber gesticktes goldstoffenes Zeug darüber, bedeckte das Ganze mit einem feinen weißen Tuche, und gab es mir mit dem unerwarteten Bedeuten zurück, daß ich belieben möchte, es mit beiden Händen über dem Kopfe zu tragen. Diese seltsame Zumuthung mußte ich nothwendig ablehnen, weil es mir an Kräften dazu fehlte. Als wir das jenseitige Ufer des Flusses erreicht hatten, wurde ich dagegen auf die angenehmste Weise durch die Nachricht überrascht,

daß der König, in Betracht meiner Gesundheitsumstände, geruhet habe, mir zu erlauben, eine Ausnahme von einem sonst heiligen Gebrauche zu machen, und mich bis auf eine Viertelmeile vom Hofe auf einem Dulei tragen zu lassen. Von da an aber werde es unumgänglich nöthig sein, daß ich den übrigen Theil des Weges zu Fuße mache.

Keine Nachricht in der Welt konnte mir mehr Vergnügen machen, als diese. Mein Gefühl hatte mir schon gesagt, daß es mir wahrscheinlich unmöglich sein würde, den ganzen Weg zu Fuße zurückzulegen. Gleichwol hielt ich es für Pflicht, das Aeußerste zu versuchen, um, wo möglich, den Zweck meiner Sendung, allen Schwierigkeiten zum Trotze, zu erreichen, und ich hatte auf den Fall, daß meine Kräfte mich gänzlich verlassen würden, beschlossen, mich lieber von meinen Leuten auf den Schultern fortschleppen zu lassen, als die Zusammenkunft aufzugeben. Allein es stand dahin, ob man mir dieses würde erlaubt, und nicht vielmehr gefunden haben, daß irgend ein heiliger Gebrauch einem kranken Gesandten untersage, sich auf den Schultern tragen zu lassen. Wie froh mußte ich daher sein, dieses ungewisse Auskunftsmittel nun nicht mehr nöthig zu haben!

Um neun Uhr langten wir auf einem artigen, zu meinem Empfange eingerichteten Platze an, nachdem wir schon durch einige befestigte Thore gekommen waren, aus welchen man kleine Trupps Bewaffneter, mir zu Ehren, mit großem Gepränge hervortreten sah. Hier mußte ich absteigen. Einer aus dem Gefolge des Oberbefehlshabers war vorausgegangen, um unsere Annäherung zu melden, und wartete unser bei einem andern Thore, auf der Spitze eines steilen, mit einigen Kanonen besetzten Hügels.

Eine ungeheure Menge Neugieriger, die sich um uns

herdrängte, flößte einen hohen Begriff von der Bevölkerung dieser Hauptstadt ein. Der gefällige Oberbefehlshaber hatte die Aufmerksamkeit, seine eigenen Leute zurücktreten zu lassen, damit unser kleines Gefolge, besonders die Seapoys, welche wirklich ein Ehrfurcht gebietendes Ansehen hatten, sich desto vortheilhafter ausnehmen möchten. Herr Cherech trug denn auch von seiner Seite, durch die beste Anordnung des Zuges, hiezu nicht wenig bei.

Jetzt trafen wir in Kandi selbst ein, und fanden diese Stadt regelmäßiger und schöner gebaut, als irgend eine andere in Indien. Die Hauptstraße, durch welche wir geführt wurden, ist breit, gerade und lang, und ungeachtet die meisten Häuser nur aus Einem Stockwerke bestehen, so scheinen sie doch, ihrer Höhe nach, deren zwei zu haben. Das macht, daß sie durchgängig höher liegen, als die Straße, so daß man zu den Thüren durch Stufen hinaufsteigen muß. Die Elephantengefechte, welche auf dieser Straße zur Belustigung Sr. Majestät gehalten werden, scheinen den Grund zu dieser Bauart zu enthalten. Man wollte dadurch den Schaden verhüten, den diese mächtigen Thiere, wenn sie zum Zorne gereizt werden, leicht verursachen könnten.

Nachdem wir lange auf dieser Straße fortgeschritten waren, bogen wir rechts um eine hohe Mauer, welche die königlichen Gärten einschließt. Bald darauf kam uns der Palast selbst zu Gesicht, ein großes steinernes Gebäude, zu dessen erstem Eingange sechzehn aus Stein gehauene Stufen führen. Der Vorhof war mit Soldaten und Elephanten fast ganz bedeckt. Diese Letzten, vierzig bis funfzig an der Zahl, bildeten einen weiten Halbkreis, in dessen Mitte zwei sehr schöne weiße Elephanten standen. Der Oberbefehlshaber, welcher mir von Zeit zu Zeit einen Wink gab, daß man mich mit

mehr Pracht empfange, als bei ähnlichen Gelegenheiten sonst jemahls hier gesehen worden sei, wünschte zu wissen, welchen Eindruck das wirklich prächtige Schauspiel der Elephanten auf mich mache, und schien sehr vergnügt zu sein, als ich ihm meine Bewunderung darüber zu erkennen gab. Am Fuße der steinernen Treppe standen Bogenschützen in seltsamer Kleidung, und auf der obersten Stufe einige ihrer Anführer.

Wir mußten hier ein wenig warten, bis erst aus dem Innern des Palastes die Erlaubniß, uns weiter zu nähern, eingeholt war. Es that mir leid, hier erfahren zu müssen, daß, außer meinem Dolmetscher, mich keiner meines Gefolges bis vor den Thron des Königes begleiten könne. Ich hätte gewünscht, Hrn. Cherech und meinen Geheimschreiber mitnehmen zu dürfen; allein die Erlaubniß dazu war nicht zu erlangen. Man hatte indeß die Aufmerksamkeit für sie, sie die Treppe hinaufsteigen und bis auf einen innern großen Hof mitgehen zu lassen.

Kaum hatten wir diesen erreicht, so öffnete sich am entgegengesetzten Ende desselben eine Thür, aus welcher wir den Minister, einen ehrwürdigen Greis, und die vier ersten Oberbefehlshaber hervortreten sahen. Der, welcher mich führte, war nur vom zweiten Range. Wir näherten uns gegenseitig, und es wurden einige Artigkeiten zwischen uns gewechselt; worauf der Minister sich wieder entfernte, um meine Ankunft zu melden. Nicht lange, so kehrte er mit der Erlaubniß für mich, näher zu kommen, zurück, und führte mich nun, in Begleitung der Oberbefehlshaber, durch die gedachte Thür auf einen andern innern Hof, der theils bedeckt, theils offen und mit großen Steinplatten gepflastert war. Ringsumher stand eine Menge von Personen, welche sämmtlich zum

Hofstaate zu gehören schienen. Man führte mich mitten durch diesen Hofplatz, bis wir zu einem großen und hohen Bogen kamen, vor welchem ein weißer Vorhang herabgelassen war.

Hier mußte ich mich nun wieder einer lästigen Förmlichkeit unterwerfen. Man reichte mir den silbernen Teller mit der Briefkapsel, und deutete mir an, daß ich ihn nun wenigstens von hier an mit den Händen über dem Kopfe halten müsse. Ein gesunder Mann würde das Gewicht in dieser Stellung schwer gefunden haben; für mich war es vollends eine sehr drückende Bürde. Als der Minister und einer der Oberbefehlshaber dieses bemerkten, hatten sie die Güte, ihre Hand auf beiden Seiten mit daran zu legen, und mir die Last dadurch zu erleichtern. Sie bemerkten zugleich, daß der König, aus besonderer Rücksicht auf meinen Gesundheitszustand, mich mit dem sonst unerlaßlichen Gebrauche, die Schuhe auszuziehen, verschone.

Jetzt wurde der Vorhang aufgezogen, und man sah nun in einen langen und prächtig verzierten Saal, mit zwei Reihen Pfeilern, welche Bogen trugen und mit einem Gewinde von vielfarbigem Musselin schön geschmückt waren. Zwischen den Pfeilern saßen, in ihren Feierkleidern, die Hofleute, und zwar nicht mit untergeschlagenen Beinen, wie es sonst in Indien und im Morgenlande überhaupt üblich ist, sondern niedergehuckt und kauernd, mit vorwärts gestreckten Knien, eine Stellung, die so beschwerlich ist, daß ein nicht daran gewöhnter Europäer sie unerträglich finden würde. Die Erleuchtung durch Prachtlampen und große Wachslichter war glänzend und schön. Am Ende des Saals war eine große Vertiefung, in deren Hintergrunde man den hohen Thron erblickte, auf welchem der König, und zwar

in einem heiligen Helldunkel, saß, womit man ihn absichtlich umgeben hatte.

Das Aufziehen des Vorhanges war die Losung zu den von uns zu beobachtenden Ehrenbezeigungen. Die, einer vorhergehenden Abrede zufolge, von mir bewilligte, bestand im Niederknien, wobei ich aber die beschwerliche Bürde der Briefschaften noch immer über meinem Haupte halten mußte. Alle Uebrige mußten ihre Ehrfurcht durch eine so knechtische Erniedrigung zu erkennen geben, daß man nicht ohne ein Gemisch von Mitleid und Verachtung auf sie hinabblicken konnte. Sie leckten im eigentlichen Sinne des Wortes den Staub, indem sie sich mit den Gesichtern auf den steinernen Boden niederwarfen, dann aber Arme und Füße, wie beim Schwimmen, in die Höhe zu strecken suchten, wodurch das Gesicht nothwendig platt auf die Steine niedergedrückt werden mußte. Diese schändliche Stellung wechselte mit dem beinahe eben so lästigen und erniedrigenden Kauern ab, wobei sie jedesmahl mit überlauter Stimme gewisse Formeln hersagten, oder vielmehr hinschrien, deren ausschweifender Inhalt zu ihrer kriechenden Stellung vollkommen paßte. Es hieß z. B.: »Möge das Haupt des Königs der Könige bis über die Sonne hinausreichen! Möge er hundert tausend Jahre leben! u. s. w.« Auf diese knechtische Verehrung antwortete der König mit steifer Würde: Nähert euch!

Wir traten hierauf über zwei bis drei hohe Stufen bis in den Saal, wo das Niederwerfen, das Staublecken, das Kauern und das Hersagen jener Formeln von neuen anging, und sechsmahl wiederholt wurde. Dasselbe geschah zum dritten Mahle, nachdem wir ungefähr zehn Ruthen weit vorgeschritten waren. Und nun wurde ich, auf der einen Seite von dem Minister,

auf der andern von einem Oberbefehlshaber, bis an den Fuß des Thrones geführt, auf dessen unterste Stufe ich niederknien, und dabei noch immer meine Last, mit unsäglicher Beschwerde, in der beschriebenen Stellung halten mußte. Endlich wurde ich, zu meiner großen Freude, davon befreit, indem der Minister sie mir abnahm, und die Briefe dem Könige überreichte, der sie ungelesen auf die Seite legte. So wollte es der hiesige Hofgebrauch.

Jetzt hatte ich Gelegenheit, den König in der Nähe zu betrachten. Er war ein starker Mann von schwärzlicher Gesichtsfarbe und von hohem, majestätischen Wuchse. Sein Gesicht war offen; Blick und Miene kündigten Verstand an. Dem Ansehn nach, mochte er ungefähr sechs- bis sieben und dreißig Jahr alt sein. Auf dem Haupte trug er eine große Krone, eine Auszeichnung vor andern morgenländischen Herrschern, deren selbst in seinen Titeln gedacht wird, indem er unter andern auch »der König, der eine Krone trägt« genannt wird. Sein Anzug war prächtig, aber für einen so heißen Himmelsstrich erstaunlich warm.

Sobald ich meiner Bürde los war, zog ich mich, das Gesicht unverrückt gegen den Thron gekehrt, zwischen meine beiden Führer zurück. Diese, so wie alle Uebrige, kauerten nieder; mir aber vergönnte man, mich auf den Teppich niederzulassen, wenn ich nur, so viel möglich, mich bemühen wollte, die Beine nicht vorwärts, sondern auf die Seite auszustrecken. Ich erfüllte ihren Wunsch, so gut ich konnte. So herabwürdigend jene Ehrenbezeigungen waren, wozu die ersten Staatsbeamten sich hergeben mußten, so sah ich doch nach einer Weile etwas, welches mich noch mehr in Erstaunen setzte. Als nämlich etwas vorfiel, welches den ersten Minister nöthigte, sich an das entgegengesetzte Ende des

langen Saals zu begeben, mußte ich zu meinem höchsten Erstaunen wahrnehmen, daß der ehrwürdige Greis, gleich einem Hunde, auf allen Vieren dahinkroch, und auch eben so zu dem Fuße des Thrones zurückkehrte!!

Wie klein und verächtlich erscheint der Mensch, der sich zu einer sklavischen Unterwürfigkeit erniedriget hat! Ich schämte mich, indem ich unter diesen Kriechern saß, beinahe meiner menschlichen Gestalt, und hätte lieber das Pferd oder der Hund eines edlen Herrn, als einer dieser knechtischen Hofschranzen sein mögen. Der Deutsche Leser wird, hoffe ich, dieses Gefühl eines freigebornen Britten zu theilen vermögen.

Es begann nunmehr ein Gespräch zwischen Sr. Majestät und mir, welches aber, wie ich vorher wußte, auf eine bloße Förmlichkeit hinauslief, und in hohem Grade langweilig war. Erst sprach der König zum Minister, der zunächst bei dem Throne kauerte, der Minister wiederholte das Gesagte gegen einen der Oberbefehlshaber, der Oberbefehlshaber theilte es ihrem eigenen Dolmetscher mit, dieser dem meinigen in Malabarischer Sprache, und der meinige endlich mir auf Englisch. So mußte also jede Frage, und auch umgekehrt jede meiner Antworten erst fünfmahl wiederholt werden, ehe sie an Denjenigen gelangte, für welchen sie bestimmt war.

Der König fing mit der Frage an, wann ich von Madras abgereiset sei, und in welcher Eigenschaft? Ich gab ihm den Tag meiner Abreise an, und fügte hinzu, ich sei mit dem Auftrage beehrt worden, Sr. Hoheit die guten Gesinnungen der Englischen Regierung und den Wunsch derselben auszudrucken, daß zwischen ihm und ihr ein näheres Freundschaftsverhältniß Statt finden möchte. Darüber äußerte er seine höchste Zufriedenheit, und nun folgten die gewöhnlichen Fragen nach

dem Befinden: 1) des Oberstatthalters, 2) der sämmtlichen Mitglieder der Regierung, 3) des Admirals, 4) der sämmtlichen Offiziere u. s. w. Als er dabei auch nach meinem Gesundheitszustande zu fragen geruhte, suchte ich diese Gelegenheit zu benützen, um das Gespräch, wo möglich, auf meinen Antrag zu lenken. Ich sagte daher, meine Gesundheit habe freilich unter den Beschwerlichkeiten der Reise gelitten; allein ich hätte mich dadurch doch nicht abhalten lassen, so schnell zu reisen, als mir vergönnt gewesen, weil das mir aufgetragene Geschäft äußerst dringend sei; weßhalb ich denn auch hoffte, daß Se. Hoheit sobald als möglich ihm ihre Aufmerksamkeit zu schenken geruhen würden.

Dieser letzte Theil meiner Antwort schien absichtlich nicht verstanden zu werden; denn der König fragte plötzlich, zu meiner großen Befremdung, ob ich mich nun wieder wegbegeben wolle, oder ob ich noch etwas vorzutragen hätte. Ich glaubte nun von meiner Seite nicht nöthig zu haben, diesen Wink zu verstehen, und antwortete, ich hätte allerdings viel vorzutragen und mit ihm zu unterhandeln, und müßte daher um Erlaubniß bitten, jetzt gleich dazu zu schreiten. Aber als ich nun eben damit anfangen wollte, über das oben gedachte feindselige Gebot, die Engländer betreffend, Beschwerde zu führen, wurde ich plötzlich von dem mir zur Rechten kauernden Oberbefehlshaber mit den dürren Worten unterbrochen, der König erwarte, daß ich mich jetzt wegbegebe; er aber und die übrigen Oberbefehlshaber würden sich sogleich mit mir anderswohin verfügen, um meinen Vortrag anzuhören.

Was sollte ich dabei thun? Mir durch Gewalt Gehör zu verschaffen, ging doch nun einmahl nicht. Ich sah mich also gezwungen, mich unter das Gesetz der

Nothwendigkeit zu beugen, und mich mit guter Art zurückzuziehen. Wir brachen demnach Alle auf, indem wir uns eben so beurlaubten, wie wir gekommen waren, ich, dreimahl kniend, jene, sich eben so oft auf die vorerwähnte Art knechtisch niederwerfend; worauf der Vorhang hinter uns niederfiel.

6.

Unterhandlungen mit den Ministern des Königs.

Man führte mich über den ersten Hof nach einem andern Saale. Hier verließen mich die Herren, mit dem Versprechen, bald zurückzukehren. Der Wunsch, daß man Hrn. Cherech unterdeß möge zu mir kommen lassen, wurde mir gewährt. Wir setzten uns an dem untern Ende des Saals auf eine Bank, zu einem für uns angerichteten kleinen Mahle, welches aus Früchten, Backwerk und einem schlechten groben Brote bestand. Für meinen Geheimschreiber und Dolmetscher hatte man besonders angerichtet.

Es währte beinahe eine Stunde, ehe die Herren zurückkehrten, und es wurde nun sofort zu einem Geschäftsgespräche geschritten, wobei keine andere Förmlichkeit Statt hatte, als die, daß wir Alle dabei stehen mußten. So will es nämlich der hiesige Hofzwang, so oft von Geschäften die Rede ist, welche den König angehen.

Ich eröffnete die Unterredung mit einer kräftigen Schilderung der Aufrichtigkeit und Treue, deren die Engländer sich gegen ihre Bundesgenossen befleißigen, und berief mich dabei auf ihr bekanntes Betragen gegen die mit ihnen verbundenen Indischen Fürsten. Dies wurde mit anscheinender Zufriedenheit angehört; ob auch mit

Ueberzeugung? Das weiß ich nicht. Der Minister fragte hierauf, welche besondere Aufträge ich zu machen habe? und ich antwortete, mein Auftrag sei, wie sie aus meinem Beglaubigungsbriefe schon ersehen haben würden, ein Freundschaftsbündniß zwischen seiner Hoheit, dem Könige, und der Englischen Regierung zu Madras vorzuschlagen und, wenn es genehmiget werde, zu schließen. Der Minister erwiederte, das Schreiben sei noch nicht eröffnet; es werde aber unverzüglich gelesen werden. Dann würden spätestens, in zwei oder drei Tagen, einige Oberbefehlshaber zu mir kommen, um das Nöthige darüber mit mir zu verhandeln.

Es war mehr als wahrscheinlich, daß der Alte hiemit eine Unwahrheit sagte. Denn wozu würden sie mich so lange allein gelassen haben, wenn es nicht in der Absicht geschehen wäre, das Schreiben erst zu lesen, und sich über den Inhalt desselben und die mir zu ertheilende vorläufige Antwort zu berathschlagen? Ein ungünstiges Zeichen für den Erfolg meiner Sendung! Man schien es darauf anzulegen, einer Erklärung auszuweichen, und mich durch Zögerungen ungeduldig zu machen.

Um indeß ihnen die Erreichung dieser Absicht zu erschweren, und sie, wo möglich, zu bestimmten Aeußerungen zu nöthigen, sagte ich, da ich ausdrücklich auf diese Zusammenkunft verwiesen sei, um den Gegenstand meines Auftrages mit ihnen zu verhandeln, sie aber gleichwol das Beglaubigungsschreiben noch nicht gelesen zu haben versicherten, so wolle ich ihnen den Inhalt desselben bekannt machen, damit wir sofort darüber sprechen könnten. Das Schreiben trage, wie ich schon geäußert hätte, auf die Errichtung eines Freundschaftsbündnisses zwischen seiner Hoheit, dem Könige, und der Englischen Regierung in Indien an. Es werde

ihnen darin der kräftigste Beistand gegen ihre Unterdrücker, die Holländer, wie auch gegen alle andere Feinde, die sie haben möchten, zugesichert, und die Engländer verlangten dafür weiter nichts, als daß man sie mit Lebensmitteln unterstützen und ihnen einen freien Verkehr mit den Eingebornen der Insel gestatten solle. Bevor aber hierüber das Nöthige verabredet werden könne, müßten die beleidigenden Befehle, welche der König in Betreff der Engländer habe ergehen lassen, auf das schleunigste widerrufen werden.

Nachdem der alte Minister mir hierauf die feierlichste Versicherung ertheilt hatte, daß dieses Letzte unverzüglich geschehen werde, wich er einer Erörterung meines Hauptantrages dadurch aus, daß er die Versicherung hinzufügte, ich könne auf eine zweite Zusammenkunft mit dem Könige sicher rechnen. Unterdeß würden einige Oberbefehlshaber zu mir kommen, um über meinen Auftrag mit mir zu unterhandeln.

Mit dieser Vertröstung mußte ich mich nun begnügen. Es war jetzt zwei Uhr nach Mitternacht, und da ich wol sehen konnte, daß für heute doch nichts weiter ausgerichtet werden würde, so nahm ich Abschied, um mich wieder nach meinem Wohnorte zurückzubegeben. Ein uns schon bekannter Hofmann hatte den Auftrag, mich dahin zu begleiten. Es geschah auf eben die Weise, wie wir gekommen waren; denn trotz meiner sichtbaren Schwäche mußte ich mich bequemen, eine halbe Stunde weit, durch den geheiligten Umkreis des Hofgebiets, zu Fuße zu gehen. Es wurde daher vier Uhr Morgens, ehe wir bei unserer Wohnung wieder anlangen konnten.

7.

Unterhandlung mit einigen Oberbefehlshabern. Zweite Zusammenkunft mit dem Könige.

Der folgende Tag verging, ohne daß etwas Merkwürdiges vorfiel. Ich ließ den Minister und die Oberbefehlshaber um Erlaubniß bitten, ihnen einige Geschenke zuzustellen, welche ich für sie mitgebracht hätte; allein das wurde, wiewol mit aller Höflichkeit und Dankbarkeit, von ihnen gänzlich abgelehnt, indem sie mir sagen ließen, daß ein Gesetz ihnen verbiete, in Geschäften des Königs irgend etwas anzunehmen. Eher würde es ihre Pflicht sein, mir Geschenke zu machen. Zugleich ließen sie mir die versprochene Zusammenkunft auf morgen ankündigen.

Wirklich wurde mir auch am folgenden Morgen gegen zehn Uhr gemeldet, daß drei Oberbefehlshaber, sammt ihrem Gefolge, am jenseitigen Ufer des Flusses angekommen wären, und meines Empfanges harreten. Ich mußte mich also, trotz der großen Hitze, entschließen, ihnen entgegenzugehen. Diesmahl erließen sie mir indeß das beschwerliche Hinabsteigen, und bemüheten sich von freien Stücken zu mir herauf. Ich aber führte sie dann nach dem Unterhaltungssaale.

Zu meinem großen Vergnügen bemerkte ich, daß der mitgebrachte Dolmetscher auch ein Schreibzeug bei sich hatte, welches Hoffnung machte, daß man es diesmahl mit der Unterhandlung ernstlich meine. In dieser Hoffnung wurde ich noch mehr bestärkt, als die Zuschauer, welche sich an den Versammlungssaal gedrängt hatten, beordert wurden, sich bis auf eine gewisse Weite zurückzuziehen. Nach dieser vielversprechenden Vorkeh-

rung, mußten aber freilich erst die gewöhnlichen Förmlichkeiten, das Erkundigen nach dem Befinden u. s. w. beobachtet werden; und als man auch damit endlich fertig war, eröffnete ich die Unterhaltung durch die angelegentliche Erkundigung, ob der versprochene Widerruf der den Engländern nachtheiligen Befehle nunmehr wirklich erfolgt sei?

Der erste Oberbefehlshaber bejahete zwar diese Frage, allein er that es mit einer so ungewissen Stimme, und in den Mienen der Uebrigen druckte sich eine so sichtbare Verlegenheit aus, daß ich die Wahrheit dieser Versicherung bezweifeln mußte. Ich fragte daher: wann? und die zögernde Antwort, die ich darauf erhielt, würde mich in meinem Argwohne bestärkt haben, wenn ich nicht auf die Vermuthung gerathen wäre, daß ihre Verlegenheit doch wol nur die Wirkung der Scham über die Langsamkeit sein könne, deren sie sich auch hiebei wieder schuldig gemacht hatten. Diese Vermuthung fand ich in der Folge denn auch wirklich bestätiget.

Jetzt hoffte ich, daß man sich auf die Hauptpunkte meines Antrages einlassen werde; allein kaum hatte ich angefangen, das Gespräch darauf zu leiten, so erklärten die Herren, zu meinem eben so großen Unwillen als Erstaunen, daß sie dazu keine Vollmacht hätten. Sie wünschten dagegen von ihrer Seite, die Gründe zu erfahren, aus welchen die Engländer sich für berechtigt hielten, die Holländer, ihre guten Freunde, zu bekriegen, und zwar hier im Lande, und das, ohne vorher dem Könige, ihrem Herrn, Eröffnung darüber gemacht zu haben? Ich bemühete mich, ihnen hierüber einen befriedigenden Aufschluß zu geben, indem ich sie benachrichtigte, daß die Holländer, uneingedenk der alten Freundschaft, welche zwischen ihnen und uns be-

standen habe, und der Hülfe, die ihnen England so oft habe angedeihen lassen, sich der Undankbarkeit und Treulosigkeit schuldig gemacht hätten, rebellische Unterthanen des Königs von England in Amerika zu unterstützen, und sie in ihrer Empörung zu bestärken. Ich mahlte diesen, in ihren Augen schrecklichen Umstand mit den lebhaftesten Farben aus, und hatte das Vergnügen, zu sehen, daß Alles, was ich darüber sagte, sorgfältig niedergeschrieben wurde.

Sie hatten vernommen, daß wir auch mit Frankreich und Spanien in Krieg begriffen wären, und nahmen sich die Freiheit, daraus zu folgern, daß wir den Krieg doch sehr lieben müßten, weil wir mit so vielen Feinden zugleich angebunden hätten. Dagegen mußte ich ihnen bedeuten, daß das mehr ein Beweis unserer Macht, als unsers Unrechts, sei. Frankreich und Spanien, sagte ich, hätten sich eben der Beleidigung schuldig gemacht, die rebellischen Amerikaner bei ihrer Empörung zu unterstützen; aber Englands Macht sei so groß und so fest gegründet, daß alle diese Feinde zusammengenommen nichts dagegen vermöchten.

Nachdem dies Alles niedergeschrieben und noch manche andere Frage, die Europäischen Mächte betreffend, vorgebracht und von mir beantwortet war, machten sie der Unterredung durch die Versicherung ein Ende, daß sie nicht ermangeln würden, über Alles gehörigen Bericht abzustatten, und daß ich sicher darauf rechnen könne, nächstens zu einer zweiten Zusammenkunft mit dem Könige abgerufen zu werden. Es war vier Uhr, als sie mich verließen.

Indeß vergingen vier Tage, ohne daß etwas Anderes vorfiel, als daß man sich, vom Hofe aus, von Zeit zu Zeit nach meinem Befinden erkundigen ließ. Ich benützte

diese Zwischenzeit, so gut ich konnte, mir allerlei Nachrichten zu verschaffen, die mir zur ferneren Betreibung meiner Geschäfte nützlich werden konnten. Ich erfuhr unter andern, daß der obenerwähnte Holländische Gesandte zwar noch nicht nach Kandi gekommen sei, sondern noch an einem Orte auf der Landstraße, vermuthlich bis zu meiner Abreise, hingehalten werde; daß er aber doch Mittel gefunden habe, von dort aus Unterhandlungen mit dem Hofe zu eröffnen, um mir nach Möglichkeit entgegenzuarbeiten. Noch brachte ich heraus, daß die Stimmung des Königs und der Großen dieses Landes, vor meiner Ankunft, den Engländern nicht sehr günstig gewesen sei; daß sie aber nunmehr angefangen hätten, uns und unser Betragen in einem vortheilhafteren Lichte zu sehen. Dies flößte mir wieder einige Hoffnung ein, und ich wurde darin nicht wenig bestärkt, als ich endlich Nachricht erhielt, daß die verheißene zweite Zusammenkunft mit dem Könige am nächstfolgenden Tage wirklich Statt haben solle.

Dem zu Folge wurde mir denn auch am 14ten März, Abends um 7 Uhr, gemeldet, daß ein Oberbefehlshaber mit dem gewöhnlichen starken Gefolge am jenseitigen Ufer angekommen sei, und von mir eingeholt zu werden erwarte. Ich mußte mich also nach dem Ufer verfügen, und sobald ich daselbst gesehen wurde, setzte der jenseitige Zug zu mir herüber. Um den heiligen Gebräuchen ein Genüge zu thun, sah ich mich gezwungen, den Oberbefehlshaber nun erst feierlich nach meiner Wohnung zu führen, um von da aus wieder nach dem Flusse zurückzukehren. Alles geschah ungefähr auf eben die Weise, als das erste Mahl. Da wir jetzt anhaltendes Regenwetter hatten, so verursachte das Uebersetzen über den angelaufenen Fluß einigen Aufenthalt, und die

Reise von da bis nach Kandi war, des schlüpfrigen Bodens wegen, sehr beschwerlich.

Bei und in dem Palaste wurden auch diesmahl wieder alle die oben beschriebenen Förmlichkeiten beobachtet, nur mit dem Unterschiede, daß man uns länger warten ließ, und daß Hr. Cherech und mein Geheimschreiber diesmahl die Erlaubniß erhielten, bis an den Vorhang mitzugehen, um, wann derselbe aufgezogen würde, dem Könige von da aus ihre Ehrfurcht zu bezeigen.

Nachdem das Hinwerfen, Hinknien und Ausrufen auf die bewußte Weise beobachtet war, eröffnete der König die Unterredung, indem er versicherte, daß der Inhalt des von mir überbrachten Schreibens ihm zur höchsten Zufriedenheit gereiche; er stimme vollkommen in die darin geäußerten Gesinnungen ein, und er wünsche recht angelegentlich, daß das freundschaftliche Verhältniß zwischen der Regierung zu Madras und ihm ununterbrochen erhalten werden möge. Er schloß mit der Nachricht, daß die Antwort auf jenes Schreiben und die für den Oberstatthalter bestimmten Geschenke mir auf meiner Rückreise zu Allwalai zugestellt werden sollten. Beide empfahl er meiner besondern Sorgfalt.

Man begreift, daß diese allgemeine Erklärung, ungeachtet sie in sehr verbindliche Ausdrücke eingekleidet war, mir nicht genügen konnte. Nachdem ich daher für die der Regierung von Madras zugesicherte Freundschaft meine innigste Dankbarkeit an den Tag gelegt hatte, wünschte ich nun auch in Ansehung des von mir in Vorschlag gebrachten Bündnisses zwischen beiden Regierungen etwas Bestimmtes zu vernehmen; allein der König antwortete, das Uebrige sei in dem Briefe enthalten, den ich zu Allwalai vorfinden würde. Da ich so sehr die Eile empfohlen hätte, so wäre nunmehr

meinem Wunsche durch die Ausfertigung jenes Briefes ein Genüge geschehen, und es könne jetzt um so weniger noch irgend ein Verzug Statt finden, da die zu meiner Verpflegung und Begleitung auf der Rückreise erfoderlichen Befehle schon gegeben seien.

Da diese Abfertigung so ziemlich einer langen Nase ähnlich sah, womit ich abziehen sollte, so sträubten sich mein Ehrgeiz sowol, als auch das Gefühl meiner Gesandtenpflicht, gleich stark dagegen, sie geduldig anzunehmen, und ich glaubte daher, wenigstens noch Einen Versuch machen zu müssen, ob ich nicht irgend etwas Bestimmtes und Entscheidendes über die wesentlichen Hauptpunkte meines Antrages bewirken könne. In dieser Absicht nahm ich mir die Freiheit, dem Könige zu sagen, wenn ich einen schnellen Fortgang der Unterhandlung gewünscht hätte, so sei das nicht in Bezug auf meine Rückreise, sondern nur deßwegen geschehen, weil die Nothwendigkeit, gegen den gemeinschaftlichen Feind gemeinschaftliche Maßregeln zu nehmen, dringend sei, und ich müsse aus ebendieser Ursache auch jetzt noch wünschen, daß es Sr. Hoheit gefallen möchte, sich über die Hauptpunkte meines Antrages auf eine bestimmte Weise zu erklären.

Hier fielen die Oberbefehlshaber mir ins Wort, und sagten, da der König erklärt habe, daß hier weiter kein Verzug Statt finden könne, so sei es schicklich, daß wir uns entfernten. Der Minister werde nachher weiter mit mir unterhandeln. Zugleich ertheilten sie Befehl, die für mich bestimmten Geschenke herzubringen. Diese wurden denn auch sofort, während ich noch immer auf dem Boden saß, mit großer Feierlichkeit vor mir hingelegt. Der Minister kroch auch bei dieser Gelegenheit vom Throne her auf allen Vieren herbei, um

mir eine goldene Kette von leidlich guter Arbeit um den Hals zu legen. Dann übergab er mir ein am Handgriffe mit Silber ausgelegtes großes Schwert, ein Messer, eine sehr große Schere von seltsamer Form, einen Ring, einen großen grünen Stein, aber von geringem Werthe, und einige Stücke seidenen und weißen Zeuges, Alles von inländischer Arbeit.

Schwerlich kann man sich einen Begriff von dem Erstaunen der Hofleute machen, als ich von diesen mir zu machenden Geschenken, wofür ich meine Dankbarkeit ausdruckte, Gelegenheit nahm, zu erklären, daß ich die für den Oberstatthalter bestimmten verbitten müsse. Dieser, sagte ich, genieße eines seiner hohen Würde vollkommen angemessenen Gehalts, und habe sich zum Gesetz gemacht, außer demselben weder Geschenke, noch sonst irgend etwas anzunehmen, was einem Nebenvortheile ähnlich sähe. Darauf antwortete der König, da er die ihm überbrachten Geschenke angenommen habe, so müsse er erwarten, daß der Oberstatthalter auch die seinigen annehme, sonst würde er sich in der Nothwendigkeit befinden, mir auch jene wieder zurückgeben zu lassen. Da nun dieses alle von meinen bisherigen Unterhandlungen gehoffte Früchte auf einmahl zernichtet haben würde, so befand ich mich jetzt, nachdem ich einmahl so weit gegangen war, in keiner geringen Verlegenheit. Aus dieser wurde ich indeß glücklicher Weise dadurch gerissen, daß einer der Oberbefehlshaber meiner Antwort vorbeugte, indem er sagte, daß ich auch darüber nachher mit dem Minister weiter reden könne.

Hierauf nahm der König noch einmahl das Wort, und sagte, er wolle mich zwar nicht länger aufhalten, aber doch noch einige, mich selbst betreffende, Fragen thun: wo ich geboren sei? — wie alt ich sei? —

ob ich eine Frau und Kinder habe? u. s. w. Nachdem meine Antworten auf diese wichtigen Fragen mit so ängstlicher Genauigkeit, als ob das Schicksal Asiens dadurch entschieden würde, aufgezeichnet waren, mußte ich mich, auf die gewöhnliche Weise, unter wiederholten Kniebeugungen zurückziehen, indeß die übrigen eben so oft ihr knechtisches Hinstürzen und Staublecken wiederholten.

Die Stimmung, in der ich den Saal verließ, war natürlicher Weise keine sehr angenehme, weil ich mich in meinen Erwartungen übel getäuscht fand. Es war nur gar zu sichtbar, daß man einer genauern Verbindung mit uns, welche der Zweck meiner Sendung gewesen war, durch unbestimmte Freundschaftsversicherungen auszuweichen suchte; und als Gesandter konnte ich nicht umhin, dieses Benehmen gegen mich und meine Obern arglistig und beleidigend zu finden. Als Mensch hingegen mußte ich freilich anders darüber urtheilen. Die Europäer haben es, leider! nur zu sehr verdient, daß die Bewohner anderer Welttheile jede nähere Verbindung mit ihnen für ein wahres Unglück halten, dem sie, so sehr es ihnen möglich ist, auszuweichen suchen müssen. Auch die Könige von Kandi haben hierüber schon längst die bitterste Erfahrung gemacht. Freundlich und vertrauenvoll nahmen sie, erst die Portugiesen, nachher die Holländer an ihrer Küste auf. Beide führten anfangs ebendieselbe Sprache der Freundschaft, mit welcher ich mich ihnen darstellte; aber Beide hatten sich kaum in ihrem Lande eingenistet, als sie ihre Gastfreunde zu unterdrücken, und eine schöne Besitzung nach der andern ihnen zu entreißen anfingen. Was Wunder, daß man hier, wie in andern Gegenden beider Indien, mit dem Namen E u r o p ä e r — er heiße übrigens

Portugiese, Spanier, Franzose, Holländer oder Engländer — den Begriff eines arglistigen, raubsüchtigen und grausamen Unterdrückers verbindet, den man nicht zu sorgfältig von sich abzuhalten suchen könne! Was Wunder, daß man auch mich und meinen schmeichelhaften Antrag in ebendiesem Lichte sah, und daher nicht sehr geneigt war, den Köder, den ich ihnen amtspflichtig vorwerfen mußte, aufzufangen und hinunterzuschlucken!

So mußte ich, wie gesagt, als Mensch darüber urtheilen. Wie ich als Gesandter mich dabei benehmen zu müssen glaubte, wird man im folgenden Abschnitte lesen.

7.

Letzte Unterhandlungen mit dem Minister und den Oberbefehlshabern. Rückreise.

Nach geendigtem Gehöre wurde ich auch diesmahl von einem Oberbefehlshaber nach dem oben beschriebenen langen Saale geführt, wo ich abermahls eine kleine Mahlzeit für mich zubereitet fand. Der Minister und die übrigen Herren mochten unterdeß erst zu Rathe gehen, wie sie bei den ferneren Unterhandlungen mit mir sich klüglich zu betragen hätten.

Es verging eine Stunde, ehe sie sich wieder bei mir einfanden. Der Minister begann die Unterredung von neuen mit sehr schmeichelhaften, aber nichtsbestimmenden Freundschaftsversicherungen, bezeugte hierauf in sehr lebhaften Ausdrücken das aufrichtige Verlangen Sr. Majestät, ein Bündniß zwischen den Engländern und sich errichtet zu sehen, schloß aber mit der unerwarteten Erklärung, daß dazu nothwendig die unmittelbare Zustimmung und die eigenhändige Unterschrift des Königs von England erfodert werde.

Wahrscheinlich hatte man diese Bedingung erdacht, um die Sache mit guter Art in die Länge zu ziehen. Es konnte ein Jahr vergehen, ehe man die verlangte königliche Zustimmung und Unterschrift zur Stelle zu schaffen in Stande war. Unterdeß mußte das Kriegsglück schon entschieden haben, ob die Engländer oder die Holländer künftig an ihren Küsten den Herrn spielen würden, und sie behielten es sonach in ihrer Gewalt, sich derjenigen Partei zu nähern, welche die siegende sein würde, und sich von der unterliegenden zurückzuziehen.

Ich äußerte zuvörderst mein lebhaftes Befremden über diese neue, mir ganz unerwartete Ausflucht, und bewies ihnen mit den stärksten Gründen, daß die Regierung zu Madras vollkommen berechtiget sei, Bündnisse ohne unmittelbare Zustimmung des Königs von England zu schließen; die hohen Vollmachten sowol, womit diese Regierung versehen sei, als auch die Geschichte, leisteten hierüber, wie ich ihnen zeigte, die sicherste Gewähr. Dem zu Folge äußerte ich die Hoffnung, daß sie jene befremdende Bedingung zurücknehmen, und nicht weiter anstehen würden, das von mir vorgeschlagene und von Sr. Hoheit genehmigte Bündniß mit mir abzuschließen.

Die unläugbare Wahrheit dieser meiner Vorstellung schien sie in Verlegenheit zu setzen. Sie antworteten, daß sie dem Könige auf der Stelle Bericht davon abstatten und dann unverzüglich zu mir zurückkehren würden. Dies geschah; nach einer halben Stunde waren sie wieder bei mir. Der Minister hatte sich unterdeß mit einem Grunde bewaffnet, der die Reihe, in einige Verlegenheit zu gerathen, jetzt an mich brachte. Sie hätten, sagte er, vor zwanzig Jahren, in einem vollkommen ähnlichen Falle, eine sehr unangenehme Erfahrung

gemacht, die ihnen die Pflicht auflege, diesmahl vorsichtiger zu Werke zu gehen. Damahls sei Hr. Pybus gerade mit eben solchen Anträgen von der Regierung zu Madras zu ihnen gekommen, als ich ihnen jetzt gebracht hätte. Man sei darauf eingegangen, habe ein mit der Englischen Regierung zu schließendes Bündniß förmlich verabredet, und Hr. Pybus sei mit der Versicherung zurückgekehrt, daß die zwischen ihnen festgesetzten Vertragspunkte schleunigst in Ausübung gebracht werden sollten. Im Vertrauen auf dieses Versprechen seien sie schon nahe daran gewesen, mit den Holländern zu brechen. Wäre dieses geschehen, so würden sie den Krieg allein zu führen gehabt haben; denn weder Hr. Pybus, noch die Regierung von Madras hätten nachher das Geringste von sich hören lassen. Erst jetzt, da der Krieg zwischen den Engländern und Holländern wirklich ausgebrochen sei, hätten wir uns endlich ihrer wieder erinnert, und ließen sie jetzt abermahls zu einem Bündnisse einladen. Ob es ihnen nun zu verargen stehe, wenn sie die Besorgniß daraus schöpften, daß wir bei unsern Anträgen nur unsern eigenen Vortheil im Auge hätten, und uns nur von unsern eigenen jedesmahligen Bedürfnissen dabei leiten ließen?

Nichtsdestoweniger werde der König von den freundschaftlichsten Gesinnungen gegen die Engländer und von dem Verlangen nach einer nähern Verbindung mit ihnen beseelt. Allein um diese auf einem festen und dauerhaften Fuße zu errichten, scheine es ihnen durchaus nothwendig zu sein, daß der Antrag ihnen unmittelbar von dem Könige von England selbst gemacht, und die Vertragspunkte durch seine Unterschrift geheiligt werden müßten.

In dieser Vorstellung war, leider! zu viel Wahrheit und Vernunft, als daß ich sie geradezu hätte umstoßen können. Ich mußte mich also mit einer Ausrede behelfen, und ersuchte sie daher, den wichtigen Unterschied zu erwägen, der zwischen meiner Sendung und der des Herrn Pybus Statt finde. Die meinige sei feierlich und öffentlich, und man habe mich förmlich mit der Würde eines Gesandten bekleidet; dahingegen Hr. Pybus, wie sie neulich selbst gegen mich geäußert hätten, nur als ein geheimer Unterhändler und gleichsam verstohlener Weise zu ihnen gekommen sei. Alles also, wozu die Regierung sich durch mich, ihren anerkannten Gesandten, verpflichte, werde eben so viel Verbindlichkeit und Gültigkeit für sie haben, als wenn der Oberstatthalter oder der König von England selbst verabredet und unterzeichnet hätte.

Dieser Unterschied leuchtete ihnen nun zwar wol ein, allein sie beharrten nichtsdestoweniger bei der Erklärung, daß das Bündniß zwischen ihnen und uns nicht eher abgeschlossen werden könne, als bis der König von England seine Einwilligung dazu gegeben haben werde. Geschehe dieses, so werde auch ihr König, aus besonderer Hochachtung gegen die Engländer, eine Ausnahme von einem uralten Gebrauche machen, der bis dahin, seit Jahrhunderten, noch niemahls verletzt worden sei! Dieser Gebrauch bestehe darin, daß die Könige von Kandi die an sie gerichteten Briefe anderer Herrscher niemahls selbst beantworteten, oder in ihrem Namen beantworten ließen, sondern die Antwort werde jedesmahl von dem Minister, und zwar in seinem eigenen Namen, ertheilt. So werde es daher auch jetzt mit dem Antwortschreiben an den Oberstatthalter zu Madras gehalten.

Es war unsonst, daß ich ihnen über diese neue Seltsamkeit mein Erstaunen zu erkennen gab; es blieb bei ihrer Erklärung, und bei der Versicherung, daß, wenn der König von England ihrem Herrn, dem Könige von Kandi, selbst schriebe, dieser zum ersten Mahle in eigener Person darauf antworten würde. Damit mußte ich mich also begnügen.

Jetzt war die Rede von den für den Oberstatthalter bestimmten Geschenken, die ich ablehnen zu müssen geglaubt hatte. Ich setzte die Gründe, welche den Oberstatthalter bewogen, keine Geschenke anzunehmen, so einleuchtend aus einander, daß der alte Minister nicht umhin konnte, sie allerdings bündig zu finden. Er gab mir indeß zu verstehen, daß man Sachen von geringem inneren Werthe dazu gewählt habe, und daher hoffe, daß sie, in dieser Hinsicht, das Zartgefühl des Oberstatthalters nicht beleidigen würden. Er bitte mich dem zu Folge, weiter keine Schwierigkeiten darüber zu machen, sondern sie, als bloße Merkmahle der freundschaftlichen Gesinnungen des Königes, anzunehmen. Da er mir zugleich zu bedenken gab, daß die Verweigerung derselben nachtheilige Folgen für die Hauptzwecke meiner Sendung haben könnte, so sah ich mich endlich genöthiget, auch hierin nachzugeben.

Der größte Theil der Nacht war unter diesen langweiligen und beschwerlichen Unterhandlungen, die, wie immer, im Stehen verrichtet werden mußten, schon verstrichen. Wir wünschten daher von beiden Seiten, sie zu beendigen; der Minister, weil er besorgte, daß die den Staatsgeschäften geheiligte nächtliche Dunkelheit verschwinden möchte; ich hingegen, weil ich vom Stehen, Wachen und Sprechen so erschöpft war, daß ich mich kaum noch auf den Füßen halten konnte.

Gleichwol durfte und wollte ich nicht eher aufbrechen, bis ich wenigstens Einen Punkt, der für unsere Angelegenheiten von der höchsten Wichtigkeit war, erreicht haben würde. Dies war die Versorgung des Englischen Heers und Geschwaders mit Lebensmitteln. Ich raffte daher meine letzten Kräfte zusammen, um hierüber die allerdringendsten Vorstellungen zu machen, und zu meiner großen Freude hatte ich diesmahl das Glück, den Zweck meiner Anstrengung vollständig zu erreichen. Der Minister ertheilte mir hierüber die kräftigsten Versicherungen, und fügte hinzu, daß einige Hofleute zu mir nach Gunnoor kommen, und alles Nöthige hierüber sowol, als auch über die Anstalten zu meiner Rückreise, mit mir verabreden würden.

So endigte sich denn dieses lange nächtliche Geschäftsgespräch, wenigstens über diesen wichtigen Punkt, zu meinem Vergnügen. Wir brachen auf — versteht sich, nachdem wir erst allen ihren Staatsgebräuchen beim Abschiednehmen ein Genüge geleistet hatten, und mit erleichtertem Herzen wanderte ich, von einem Hofmanne geführt, bis dahin zurück, wo ich den Tragsessel besteigen durfte. Morgens um fünf Uhr kamen wir endlich bei unserer Wohnung wieder an.

Am Abend eben dieses Tages erhielt ich den vom Minister mir angekündigten Besuch einiger Abgeordneten, welche Alles, was noch einer nähern Bestimmung bedurfte, mit mir festsetzten, und mir dabei die lebhaftesten Versicherungen von den freundschaftlichen Gesinnungen des Königs ertheilten. Sie hatten zugleich den Auftrag, mir die für den Oberstatthalter bestimmten Geschenke vorzuzeigen, damit ich selbst sehen solle, daß Das, was der Minister von dem unbeträchtlichen Werthe derselben gesagt hatte, wirklich gegründet sei. So

fand ich es denn auch in der That. Es waren ebendieselben Dinge, welche ich selbst erhalten hatte, nur daß die Handgriffe des Schwerts und des Messers nicht mit Silber, sondern mit Golde belegt waren, und daß man einige, sehr niedlich gearbeitete Spielereien aus Elfenbein beigefügt hatte. Es blieb übrigens dabei, daß diese Geschenke nebst dem Antwortschreiben an den Oberstatthalter mir — ich weiß nicht warum — nicht hier, sondern erst zu Allwalai zugestellt werden sollten. Dahin wurden sie denn auch, und zwar auf dem kürzesten Wege, vorausgeschickt, indeß ich und mein Gefolge uns bequemen mußten, auf eben dem Umwege, auf welchem wir hieher geführt waren, wieder dahin zurückzukehren.

Unser Aufbruch erfolgte den 17. März. Große Hitze bei Tage, empfindliche Kälte zur Nacht, heftige Regenschauer und sehr schlechte Wege machten diese Rückreise für meinen zerrütteten Gesundheitszustand sehr beschwerlich und angreifend. Es begegnete uns übrigens dabei nichts, was hier erzählt zu werden verdiente; es müßte denn ein kleines Abenteuer sein, welches wir schon am zweiten Tage, also noch in der Nähe der Hauptstadt, mit zwei Elephanten hatten. Diese standen unfern des Weges, den wir kamen, und beobachteten unsern Zug. Der eine war ein alter, und stand voran, der andere, ein junger, barg sich hinter ihm. Nachdem auch wir sie eine Zeit lang beobachtet hatten, gaben unsere Seapoys und ihr Anführer Feuer darauf, etwas unüberlegter Weise, weil dieses mächtige Thier mit gewöhnlichen Flintenkugeln aus Blei nicht erlegt werden kann. Man muß aus gezogenen Gewehren und mit Kugeln auf sie schießen, welche durch einen Zusatz von Zinn gehärtet worden sind, wenn man sie mit Erfolg angreifen will. Der junge Elephant lief

davon; der alte hingegen stand, unserer Ohnmacht spottend, mit erstaunlicher Unerschrockenheit da, und ließ sich unwirksam beschießen. Nachdem verschiedene Kugeln ihn zwar getroffen, aber nicht verletzt hatten, kehrte er endlich, mehr mit Verachtung, als mit irgend einem Zeichen von Furcht oder Wuth, langsamen Schritts zurück ins Dickicht, welches vor seinem Alles zermalmenden Riesenkörper niedersank.

9.

Bemerkungen über die Insel Zeilon und ihre Bewohner.

Die Insel Zeilon gehört, sowol ihrer Größe, als auch ihren Naturgütern nach, zu den wichtigsten, welche das Indische Weltmeer bespült. Sie ist gegen 60 Deutsche Meilen lang, und gegen 20 bis 30 Meilen breit. Von dem festen Lande Indiens wird sie durch eine Meerenge, die Paiksstraße genannt, abgeschnitten, welche eine reiche Perlenfischerei gewährt.

Die Ansicht, sowol der Küsten, als auch der innern Gegenden des Landes, ist an den meisten Stellen ungemein mahlerisch. Hohe, mit uralten Holzungen prangende Berge, und große, von unzähligen Flüssen und Bächen bewässerte Thäler, welche wohl angebaut und stark bevölkert sind, bieten dem Auge überall die erhabensten und anmuthigsten Naturgemählde dar.

Der höchste Berg auf der Insel, aus welchem die meisten Flüsse sich ergießen, heißt der Adamsberg. Dieser, welcher die Form einer Spitzsäule hat, wird von den Eingebornen für heilig gehalten, weil, einem alten Mährchen zu Folge, der Stifter ihres Glaubens, Budda, von ihm lebendig gen Himmel fuhr. Der augenscheinliche Beweis dieser Glaubenswahrheit, welche

die Eingebornen mit verschiedenen andern Völkern gemein haben, findet sich auf der Spitze des Berges, in einem daselbst befindlichen platten Steine. In diesem sieht man nämlich eine Vertiefung, welche ungefähr die Form eines menschlichen Fußstapfens hat, nur daß sie zweimahl so groß ist, als der Fuß eines Mannes gewöhnlich zu sein pflegt. Was könnte dies anders sein, als die Spur, welche der große Budda zurückließ, als er von hier aus sich gen Himmel erhob? Auf der Roßtrappe bei Blankenburg, wie auf andern Bergen in und außer Deutschland, findet man ähnliche Fußstapfen in harte Felsen eingedrückt, welche der Volksglaube bald einem gen Himmel gefahrenen Heiligen oder Halbgotte, bald dem Teufel zuschreibt. Die Sage gehört also keinesweges zu den unerhörten. Es ist aber doch merkwürdig, daß der Volksaberglaube oft in den entferntesten Ländern auf einerlei Dichtungen verfallen ist.

Die Witterung, ja sogar die Jahreszeiten hangen hier von den sogenannten Monsoons (sprich Monsuhns) oder Wechselwinden ab. So nennt man diejenigen Winde, welche eine gewisse Zeit, z. B. drei oder sechs Monate hindurch, aus der einen Himmelsgegend, und dann eben so lange aus der ihr entgegengesetzten wehen. So z. B. hat man hier, so lange der südwestliche Wechselwind weht, in den westlichen Theilen der Insel Winter, d. i. unaufhörliches Regenwetter, in den östlichen Gegenden aber eben so lange Sommer, d. i. anhaltendes trocknes Wetter bei heiterem Himmel. Setzt jener Wind sich endlich um, und fängt er an, aus der entgegengesetzten Richtung zu blasen, so sieht man alsbald auch Winter und Sommer, oder Regen und trocknes Wetter mit einander wechseln, so daß nunmehr plötzlich Winter wird, wo Tags zuvor noch Sommer

war, und umgekehrt. Ein einziger Berg macht oft die Scheidewand zwischen diesen beiden entgegengesetzten Jahrszeiten aus, so daß man, indem man von der einen Seite desselben zu der andern hinübersteigt, plötzlich aus dem Gebiete des Sommers in das des Winters tritt, und umgekehrt. Ebendieses ist auch auf der ersten Halbinsel Indiens, am Vorgebirge Komorin, der Fall; ja selbst in Deutschland, und zwar in Böhmen, findet eine ähnliche Naturerscheinung Statt. In dem westlichen Theile des Königreichs nämlich liegen gegen Baiern zu zwei Berge, die durch ein Thal getrennt sind. Indem nun der eine dieser Berge mit Schnee bedeckt ist, trägt der andere schon Sommerfrüchte, so daß man auch hier in sehr kurzer Zeit aus dem Winter in den Sommer übergehen kann.

Das Stein- und Erzreich wetteifert hier mit dem Pflanzenreiche, welches von beiden die edelsten und kostbarsten Naturgüter erzeugen könne. Jenes liefert, außer Blei, Kupfer und Eisen, auch Gold und eine Menge von allerlei Edelsteinen. Die Goldminen dürfen aber, einer weisen Staatsklugheit zu Folge, nicht bearbeitet werden, vermuthlich, weil man bemerkte, daß die furchtbaren Europäer durch nichts mehr angelockt werden, als durch dieses unnütze Metall. Man wollte also lieber Verzicht darauf thun, als die Goldgier jener Länderräuber durch den Anblick desselben zu reizen.

Das Pflanzenreich bringt nicht nur alle Bäume, Stauden und Gewächse hervor, welche andern Theilen des großen und fruchtbaren Indiens eigen sind, sondern auch den so überaus nützlichen Brotfruchtbaum, von dem man bisher fälschlich geglaubt hat, daß er nur auf Otaheiti und den benachbarten Inseln wachse. Auch hier ist dieser Baum schon seit undenklichen Jahren

einheimisch gewesen; ein Umstand, welcher der Englischen Regierung unbekannt geblieben sein muß, weil sie zweimahl ein Schiff nach der genannten Insel schickte, um Bäume dieser Art von dort nach England zu holen. Hier hätte man sie näher haben können.

Das eigenthümliche kostbare Gewächs aber, welches Zeilon ausschließlich besitzt, ist der Zimmtbaum. Dieser wächst, und zwar wild, gegen zwanzig Fuß hoch, in den meisten Gegenden der Insel, jedoch in der einen besser und vorzüglicher, als in der andern. Die Holländer haben sich, theils durch List, theils durch Gewalt, aller derjenigen Landschaften zu bemächtigen gewußt, in welchen er am meisten und am besten wächst*). Ihr Kunstfleiß ist aber auch hiebei nicht müßig geblieben; sie haben vielmehr die Rinde des Baums — aus dieser besteht nämlich das kostbare Gewürz, welches wir unter dem Namen Zimmt oder Kaneel kennen, — durch sorgfältigen Anbau zu veredeln gewußt.

Dieser Baum hat, gleich andern, eine dreifache Rindenhülle. Die erste gröbere wird abgeschält, und als unbrauchbar weggeworfen. Die darunter liegenden beiden feinern werden nicht von einander getrennt, sondern verbunden abgeschält und getrocknet. Dann sind sie Zimmt. Der feinste und kostbarste unterscheidet sich durch folgende Eigenschaften. Er ist sehr dünn und biegsam, mehr gelblich, als braun von Farbe, und hat einen sanfteren und lieblicheren Geschmack, als der übrige.

---

*) Alle diese kostbaren Besitzungen sind durch den Frieden von Amiens den Engländern zugefallen, deren ungeheurer Handel dadurch einen beträchtlichen Zuwachs erhlten hat.

Der Herausgeber.

Das Abschälen der Rinde geschieht jährlich zweimahl, das erste Mahl vom Mai bis zum Erntemonat oder August — und dies heißt die große Ernte —; das zweite Mahl vom Reifmonate oder November bis zum Jänner, und das wird die kleine Ernte genannt. Natürlich geht der Baum dabei zu Grunde, allein man weiß seinen Verlust zu ersetzen. Man haut ihn nämlich vor dem Abschälen an der Erde ab, da denn bald nachher aus der Wurzel desselben wieder eine Menge Schößlinge hervorschießen, welche nach fünf, höchstens sieben Jahren, abermahls gefällt und benützt werden können. Dies ist das Alter, welches sie haben müssen, um brauchbare Rinde zu liefern. Weiterhin wird sie unnütz*). Ueberdies pflanzt sich der Baum durch seine Früchte fort, die theils von selbst abfallen, theils von gewissen Tauben, welche sie fressen, auch ihre Jungen damit füttern, unterweges verloren und ausgestreuet werden.

Das Thierreich in Zeilon zeichnet sich besonders durch die größte und brauchbarste Art von Elephanten aus. Wenn diese eingefangen und gezähmt sind, werden sie auf den großen jährlichen Markt nach Jaffnapatam — einem bisher den Holländern gehörigen Handelsplatz auf der nördlichen Küste von Zeilon — zum Verkauf gebracht. Ein Elephant, der seinen vollen Wuchs hat, d. i. 12 bis 14 Fuß hoch ist, wird für 2000 Dollars oder Englische Thaler verkauft.

Das Fangen dieser Riesenthiere geschieht hier vermittelst einer aus starken Kokosbäumen erbauten Falle, deren Oeffnung so eingerichtet ist, daß sie sich hinter

---

*) S. Neuer Schauplatz der Natur. Leipzig 1781. unter dem Artikel Zimmtbaum.

Der Herausgeber.

dem hineingegangenen Elephanten von selbst verschließen muß. Dann wird er, theils durch Hunger, theils dadurch, daß man ihn mit starken Stricken an einen zahmen Elephanten bindet, der dann gleichsam sein Lehrmeister wird, in kurzer Zeit, oft in einigen Tagen schon, dergestalt gezähmt, daß er Alles mit sich machen läßt. Um sie der Falle zuzuführen, wird ein großes Treibjagen angestellt. Eine Menge mit Trommeln versehener Menschen umgiebt einen von Elephanten häufig besuchten Theil der Waldung. Der Kreis verengt sich allmählig, und die vor dem Trommellärm fliehenden Thiere werden dadurch gezwungen, sich dem Orte zu nähern, wo die Fallen angelegt sind. Ist dieses geschehen, so zündet man Fackeln an, und macht sie dadurch vollends scheu, daß sie, um sich zu verbergen, in die Falle laufen. Durch dieses Mittel werden hier zuweilen hundert und mehr Stück an Einem Tage gefangen.

Die hiesigen Pferde scheinen ursprünglich von Arabischer Zucht zu sein. Ihrer giebt es nicht viele. Desto gemeiner aber ist der Büffel, der auch hier, wie anderwärts, zum Ackerbau gebraucht wird.

In den Wäldern wimmelt es von Affen, die hier eben so groß, als auf den Inseln Sumatra und Java sind. Eine Art derselben scheint Zeilon eigen zu sein. Dies ist der Wanderow, der, bei einem dunkelgrauen Körper und einem schwarzen Gesichte, sich durch einen langen weißen Bart auszeichnet, welcher von einem Ohre zum andern reicht, und ihm ein seltsames Ansehen giebt.

Von den Vögeln dieser Insel verdient besonders der sogenannte Schneidervogel hier erwähnt zu werden. Es ist bekannt, daß unter heißen Himmelsstrichen die Vögel überhaupt ihre Nester noch viel geschickter,

als bei uns, zu bauen und gegen ihre Feinde zu sichern wissen, weil die ihnen und ihren Jungen drohenden Gefahren hier größer und vielfältiger sind. Besonders müssen sie vor den Schlangen, welche sich an jedem kleinern oder größern Baume hinaufwinden können, und vor den Affen, welche von Ast zu Ast springen, auf ihrer Hut sein. Deßwegen hängen einige ihre Nester, in Gestalt eines Beutels, an die höchsten Spitzen der Baumgipfel, oder an die äußersten zarten Enden der Zweige, wo jene Feinde sie nicht erreichen können. Andere, mit dieser Vorsicht noch nicht zufrieden, verschließen den hangenden Beutel von oben, und machen den Eingang unten am Boden desselben, so daß Keiner, der nicht mit Flügeln versehen ist, dazu kommen kann. Dem Schneidervogel scheint auch diese Vorsicht noch nicht hinreichend zu sein. Er legt sein Nest, zu noch größerer Sicherheit, nicht an der Spitze des feinen Zweiges selbst, sondern auf einem der letzten Blätter desselben an. Hiezu sucht er sich ein schon abgestorbenes Blatt aus, und nähet dieses an ein lebendiges. Zur Nadel dient ihm sein spitziger Schnabel, und feine Fibern, die er aus Pflanzen zu ziehen weiß, müssen die Stelle des Zwirns vertreten. Es versteht sich, daß dieser Vogel sehr klein ist, denn sonst würde eine so schwache Unterlage ihn und sein Nest nicht tragen können.

So viel von der Naturbeschreibung dieses Landes. Jetzt wende ich mich zu den Bewohnern desselben.

Diese bestehen aus zwei Volksklassen, den Zingalesen oder Unterthanen des Königs von Kandi, und den Waddahs. Beide sind vermuthlich Abkömmlinge der Hindostaner auf dem festen Lande, wie sich aus einer gewissen Aehnlichkeit in Sprache, Schrift und

Glaubenslehren schließen läßt, aber beide sind unter sich sehr weit von einander verschieden. Die Zingalesen sind ein gebildetes und in allen Künsten des bürgerlichen Lebens so wohlunterrichtetes Volk, als irgend eines in Indien, und sie scheinen das schon seit vielen Jahrhunderten gewesen zu sein, allein sie sind einer willkührlichen und tirannischen Regierung bis zur Knechtschaft unterworfen. Die Waddahs hingegen sind ein rohes, noch auf der ersten Stufe des gesellschaftlichen Lebens stehendes Volk, aber frei und ununterjocht, wie Wilde es immer sind. Sie leben in Wäldern oder in Berghöhlen. Jagen ist ihre einzige Beschäftigung, und ihre einzige Sorge, sich Nahrung für den gegenwärtigen Tag zu verschaffen. Sie reden zwar eine besondere Mundart der Zingalesischen Sprache, aber nur ein kleinerer Theil von ihnen, der sich auch gewissermaßen der Herrschaft des Königs von Kandi unterworfen hat, geht mit den Zingalesen um, und treibt einigen Tauschhandel mit ihnen. Die allermeisten dagegen kommen nicht aus ihren Wäldern, und haben eine entschiedene Abneigung gegen alle Fremde. Sie sind sehr stark, muthig und entschlossen, aber auch unbeugsam, jachzornig und verrätherisch. Merkwürdig ist es, daß sie bei dem Allen in ihrem äußern Betragen eine Artigkeit zeigen, die man bei so rohen Menschen zu finden nicht erwarten sollte; noch merkwürdiger aber, daß sie, bei einer fast viehischen Unbekanntschaft mit allen menschlichen Kenntnissen und Künsten, sich dennoch zu dem Glauben an eine allwaltende Gottheit und zu einer damit in Verbindung stehenden Pflichtenlehre erhoben haben. Freilich haben sie es dabei auch nicht an einer starken Zuthat von Aberglauben und Alfanzereien fehlen lassen; aber wo ist das Volk, selbst das aufgeklärte Europäische

Volk, welches in diesem Stücke nicht noch, wie sie, nur jedes auf seine eigene Weise, an kindischen Vorurtheilen und abgeschmackten Fabeleien klebte? Ach, es ist ja bis heute noch das traurige Los der Menschheit unter allen Völkern und zu allen Zeiten gewesen, daß die große Masse derselben sich nirgends bis zu einer reinen Erkenntniß Gottes und zu einer Verehrung desselben im Geist und in der Wahrheit emporschwingen konnte! Wer darf die rohen Waddahs ihrer abergläubischen Meinungen wegen in Anspruch nehmen, so lange mitten in den aufgehelltesten Theilen Europa's der verderbliche Giftbaum des Aberglaubens noch so unaustilgbare Wurzeln und so grobe Aeste treibt!

An einigen Orten haben sie eine Art von Tempeln gebaut, unter welchen man freilich keine Peterskirchen oder Pantheons zu finden erwarten wird; aber meistentheils verrichten sie ihren Gottes- oder Götzendienst bei einem aus Bambusrohre erbauten Altare im Schatten eines alten Banianbaums. Sie bekennen einen Gott, der vor vielen Millionen Jahren schon — man sieht, daß ihre Zeitrechnung nicht so engherzig, als die der Juden ist — vom Himmel herabgestiegen sei, um sie über die Pflichten des Lebens zu belehren. Diesem feiern sie Feste, und bringen ihm Opfer. Durch seine Gnade hoffen sie nach dem Tode eine ewige Seligkeit, und fürchten auf gut jüdisch-christlich, ewige Strafen von seinem Zorne. Unsere alte Kirchenlehre ist also nicht die einzige, welche das liebevolle göttliche Wesen als den scheußlichsten und grausamsten aller Tirannen darstellt.

Die Waddahs leben in Familien oder kleinen Horden. Jede derselben hat ihr freierwähltes Oberhaupt, wozu sie jedesmahl den stärksten, muthigsten und ge-

schicktesten Jäger erheben. Das Ansehen, worin ein junger Waddah bei seinem Volke steht, richtet sich nach der Menge des von ihm erlegten Wildes. Dadurch, und nur dadurch allein, erwirbt er sich den Beifall der Männer und die Gunst der Weiber. Begehrt er ein Mädchen zur Ehe, so muß er ihren Aeltern Beweise seiner Jagdthaten vorlegen. Werden diese hinreichend gefunden, und wird ihm dem zu Folge das Mädchen zuerkannt, so erhält er eine Ausstattung an — Jagdhunden, deren Zahl sich nach der Menge seiner Thaten richtet.

Es ist übrigens eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß dieses Volk von Jahrhundert zu Jahrhundert in jenem Zustande der einfachen Rohheit unverrückt beharret, und jeden Grad einer weitern Ausbildung hartnäckig verschmäht, ungeachtet es rund um sich her die Künste der gebildeten Zingalesen und die dadurch bewirkten Annehmlichkeiten und Gemächlichkeiten des Lebens unaufhörlich vor Augen hat. Allein durch ihre Lage und Armuth in ihrer Unabhängigkeit gesichert, und durch die Wälder mit Allem versorgt, was man bei so einfachen Bedürfnissen und unter einem so milden Himmelsstriche zum Leben nöthig hat, sehen sie von ihren schroffen Abhängen auf die bebauten Fluren, die bequemen Wohnungen und den Putz ihrer verfeinerten Nachbaren mit der kältesten Gleichgültigkeit, wo nicht gar mit vollkommener Verachtung, herab, und es kommt ihnen gar nicht in den Sinn, sich etwas Aehnliches zu wünschen. Sie sind vielleicht die einzigen Menschen unter der Sonne, bei welchen der sonst Allen eigene Fortschreitungstrieb gänzlich still steht, und durch die sonst so mächtige Kraft des Beispiels nicht aufgeregt werden kann.

Die Zingalesen, oder Unterthanen des Königs von Kandi, sind, sowol ihrem Wuchse, als auch ihrer Gesichtsbildung nach, die schönsten Menschen von Hindostanischer Herkunft. Ihre Farbe ist zwar die der Hindus auf dem festen Lande, ihre Gesichtszüge aber haben die Schärfe der Französischen, und kündigen Verstand an. Die Männer sind ziemlich groß von Wuchs, und wenn gleich nicht vollkommen schlank, doch wohlgebaut, dabei sehr behend, thätig und muthig. Sie tragen, gleich den Hindostanern in Bengalen, ein musselinenes Tuch um die Hüften, und ein kurzes Jäckchen, welches sich über den Schultern als ein Hemde schließt. Ihre Kopfbedeckung ist eine rothe Mütze mit Ohrenläppchen; ein schönes kurzes Weidemesser ist immer in ihrer Hand, und ein langer Säbel hängt ihnen an der rechten Hüfte. Warum nicht an der linken? weiß ich nicht. Die Weiber sind, wenn gleich nicht schön, doch sehr fein gebaut und anmuthsvoll. Ihre Kleidung besteht aus einer Weste von weißem Kaliko, mit blauen und rothen Blumen besetzt. Darüber wird ein weißes musselinenes Tuch geworfen, dessen Feinheit und Länge in Verhältniß mit dem Stande des Frauenzimmers steht. Um den Kopf wird ein seidenes Tuch von beliebiger Farbe gewunden, und unter dasselbe das Haar zierlich aufgeschlagen. Ohren, Hals, Arme und Fußgelenke sind — bei den Vornehmern, versteht sich — mit Edelsteinen geschmückt.

Der Zingalese hat ein ernstes und würdevolles Ansehen, ist dabei aber keinesweges steif, sondern geschmeidig, höflich und artig in seinem Betragen. Er äußert viel Verstand, auch Klugheit, Witz, Scharfsinn und eine lebhafte Einbildungskraft. Langweilig wird er nur dann, wenn er, von den Gebräuchen und Gesetzen seines Landes gezwungen, sich den Förmlichkeiten überläßt, welche

diese ihm zur Pflicht machen. Die Zingaleserinnen unterscheiden sich gleichfalls zu ihrem großen Vortheile von den meisten andern Weibern in Indien. Da sie nicht, wie diese, die Sklavinnen, sondern die Gesellschafterinnen und Freundinnen der Männer sind, so zeigen sie auch mehr Geist, Herz und liebenswürdigen Frohsinn, als diese. Die durch ganz Asien herrschende Vielweiberei ist hier gänzlich unbekannt; dahingegen findet man nicht selten, daß Ein Weib hier zwei Ehemänner hat. Oft begnügen sich nämlich Zwei Brüder mit Einer Gattinn, mit der sie gemeinschaftlich wirthschaften, und die aus einer solchen Ehe entspringenden Kinder nennen Beide Vater. Weiter aber geht man hierin nicht, und die Vielmännerei in demjenigen ausgedehnten Sinne, in welchem sie in Butan und Tibet eingeführt ist *), kennt man auf Zeilon nicht. Das barbarische Gesetz der Brahmanen, welches die Weiber verpflichtet, sich mit ihren verstorbenen Männern lebendig verbrennen zu lassen, ist hier nicht angenommen worden. Budda, sagen sie, der vom Himmel herabkam, um sie zu belehren, hat diese Vorschrift als eine unmenschliche verworfen.

Eine sehr liebenswürdige Eigenschaft der Zingalesen ist ihre große Reinlichkeit. Diese ist ein Hauptgegenstand ihrer sorgfältigen Aufmerksamkeit, wie in andern Dingen, so auch vornehmlich bei der Zubereitung der Speisen. Ihr Hauptnahrungsmittel ist Reiß, wozu sie Fische, Geflügel, Schöps- und Ziegenfleisch essen. Kalbfleisch würden sie, gleich allen andern Hindus, für keinen Preis genießen. Eher würden sie sich entschließen, Hungers zu sterben. Außer Arrack kennen sie kein anderes geistiges Getränk; allein auch von diesem wird

---

*) S. Turner's Reise im vorhergehenden Bändchen.

selten ein Zingalese zu trinken sich erlauben, weil ihre Glaubenslehre ihnen gebietet, sich aller starken Getränke gänzlich zu enthalten.

Zur Nachahmung für die jungen Leserinnen muß ich noch anführen, daß die hiesigen Weiber ganz vortreffliche Haushälterinnen sind; und das mag eine von den Ursachen sein, warum sie von ihren Männern mehr geachtet und geliebt werden, als es sonst in Asien Sitte ist. Sie wissen dabei das Uebermaß dieser Tugend, die Kargheit, sehr wohl zu vermeiden, indem sie die sorgfältigste Sparsamkeit mit der größten Gastfreundlichkeit vereinigen. Jede Mutter rechnet es sich zur Pflicht und zur Ehre, ihre Töchter in beiden Tugenden zugleich unaufhörlich zu üben.

Unter die nicht zu empfehlenden Gebräuche dieses Landes gehört die Art, wie die Heirathen der jungen Leute geschlossen werden. Hiebei wird weder der junge Mann, noch das ihm zur Gattinn bestimmte Mädchen zu Rathe gezogen, obgleich Beide schon völlig erwachsen und mündig sind, sondern die Willkühr der beiderseitigen Aeltern entscheidet über die Verbindung ganz allein. Natürlich hat also gegenseitige Zuneigung gar keinen Antheil daran, und nur durch Zufall kann es sich ereignen, daß eine so geschlossene Ehe dauerhaft und glücklich wird. Zum Glücke ist die Ehescheidung, nach den hiesigen Gesetzen, ohne Einschränkung erlaubt, und wenn daher die jungen Leute nicht verhindern können, wider ihre Neigung verheirathet zu werden, so können sie doch die erzwungene Verbindung, so bald sie wollen, wieder auflösen, und sich dann zum zweiten Mahle ganz nach ihrer eigenen Wahl verehelichen. Dies geschieht denn auch fast immer, und es ist daher nicht abzusehen, warum man einen eben so unnatürlichen als thörichten Ge-

brauch nicht schon lange abgeschafft hat. Aber die Völker kleben ja überall an ihren alten Gewohnheiten und Gebräuchen, so widersinnig und gemeinschädlich diese auch immer sein mögen; die Zingalesen aber, wie wir wissen, mehr, als Alle.

Ihre Glaubenslehren sind, den wesentlichen Grundsätzen nach, ebendieselben, welche in China, Japan, Siam, Tibet u. s. w. herrschen. Sie glauben einen höchsten Gott und dessen besondere Vorsehung. Daneben aber haben sie auch verschiedene Untergötter, und darunter besonders Einen angenommen, welcher in ihrem Lehrgebäude eine Hauptfigur macht. Dies ist der Budda. Dieser soll, ihrer Meinung zufolge, mit den Eigenschaften einer allweisen und wohlthätigen Gottheit begabt, vom Himmel herabgestiegen sein, um ihrer Unwissenheit und ihren Irrthümern abzuhelfen, ihre Seelen zu reinigen und sie auf den Zustand einer ewigen Seligkeit vorzubereiten. Sie beten ihn daher als den göttlichen Stifter ihrer heiligen Glaubenslehre und als den Erlöser ihres Geschlechts an, durch dessen Vermittelung allein sie vor der Gewalt der bösen Gottheiten, d. i. der Teufel, geschützt werden, und von dem höchsten Schöpfer und Regierer des Weltalls Gnade und Seligkeit erwarten können. Er ist der Sohn einer Jungfrau oder Nimphe, Rohini genannt, und — des Mondes. Er selbst heirathete die Ila, deren Vater, zur Zeit einer allgemeinen Ueberschwemmung, durch Hülfe einer wunderbaren Arche, gleich dem Noah der Juden, gerettet wurde. Welche wunderbare Uebereinstimmung einiger Züge dieses Glaubensbekenntnisses mit unserer christlichen Kirchenlehre! Gleichwol soll jener Budda schon vor 2700 Jahren, also beinahe tausend Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, gelebt haben.

Gleich den Brahmanen glauben sie an eine Seelenwanderung, und dehnen diese sogar auch auf die unbelebte Schöpfung aus. Ihrer Meinung nach durchströmt der göttliche Geist die Natur in ihrem ganzen Umfange, und belebt alle Wesen.

Ehe der Zingalese seine Andachtsübungen beginnt, verrichtet er jedesmahl erst die vorgeschriebene Abwaschung in einem zu der Pagode oder dem Tempel gehörigen Teiche, welcher entweder vor dem Gebäude, oder innerhalb desselben sich befindet, und mit geweihtem Wasser angefüllt ist. So wie übrigens den Brahmanen der Ganges heilig ist, so verehren die Zingalesen den Mavelagonga-Strom, dessen geheiligtes Wasser, ihrem Glauben zufolge, die schwärzesten Verbrechen abzuwaschen vermögend ist. Was den schlechtunterrichteten Christen der Beichtstuhl und das Abendmahl ist, das ist jenen das Wasser dieses geheiligten Stromes.

Die Beherrscher von Kandi sind zwar völlig unbeschränkt, aber glücklicher Weise wird ihre Willkühr durch die alten Gesetze des Budda, an welchen sie nichts ändern dürfen, im Zaume gehalten. Dadurch wird der Aberglaube dieses Volks, so schädlich er auch in manchem andern Betrachte sein mag, für sein bürgerliches Wohlsein wieder sehr ersprießlich.

Streitigkeiten und Zwiste sind unter den Zingalesen überaus selten. Wenn dergleichen aber ja bei ihnen Statt finden, so fangen sie selten einen förmlichen Rechtshandel an, sondern bitten bei den Gerichtshöfen um die Erlaubniß, ihre Streitigkeiten durch einen Schwur in Oel abzuthun. Damit geht es so zu.

Die beiden Streitenden waschen sich zuvörderst den Kopf und den Leib; dann werden sie die Nacht über als Gefangene bewacht, nachdem ihnen die rechte Hand

mit einem Tuche verbunden worden, welches man versiegelt, damit sie nicht etwa irgend ein Mittel anwenden mögen, die Finger zu verhärten. Am nächsten Morgen werden sie hervorgeführt, um sich abermahls zu waschen und reine Kleider anzuziehen, weil sie nunmehr, ihrem Glauben nach, unmittelbar vor Gott erscheinen sollen. Jetzt treten sie unter einen Banianbaum, welcher in ihrer Sprache der Gottesbaum genannt wird, und alle Beamten des Gaues, nebst einer großen Menge Volks, versammeln sich um sie her. Es wird eine Menge Kokosnüsse herbeigebracht, und vor den Augen des Volks Oel daraus gepreßt, damit Jedermann sehe, daß kein Betrug dabei Statt finde. Ein mit diesem Oele angefüllter Kessel, und ein zweiter, worein man Kuhmist und Wasser geschüttet hat, werden ans Feuer gestellt, bis Beides anfängt zu sieden. Dann treten Kläger und Beklagter an den Kessel mit kochendem Oele; das um ihre Hände gewundene und versiegelte Tuch wird abgenommen, und der Kläger beginnt den Schwur, indem er sagt: der Gott des Himmels und der Erde, oder die vier Gattungen der Götter sind Zeugen, daß meine Klage gegründet ist. Der Beklagte beschwört das Gegentheil mit ähnlichen Worten; worauf dann Jeder seine Finger dreimahl in das siedende Oel taucht. Ebendieselbe Handlung wird hierauf auch bei dem kochenden Kuhmiste vorgenommen; worauf Beide mit verbundener Hand wieder ins Gefängniß zurückgeführt werden. Hier müssen sie bis zum folgenden Tage bleiben. Dann werden ihre Hände wieder aufgebunden, und ihre Fingerspitzen mit einem Tuche gerieben, um zu sehen, ob die Haut sich löse, oder festsitze. Derjenige, bei dem sie abgeht, wird für meineidig erklärt, und als solcher nicht nur zu einer starken Genugthuung für seinen Gegner

verurtheilt, sondern auch eines beträchtlichen Theils seines Vermögens beraubt, der in die königliche Strafkasse fällt. Natürlich ist der Schuldige immer Der, welcher so unglücklich ist, die feinste Haut zu haben.

Diese abergläubische Art der Rechtspflege war ehemahls auch in Europa, und namentlich in Deutschland, sehr gewöhnlich, und wurde auf mancherlei Weise ausgeübt. Bald mußten die Streitenden glühendes Eisen anfassen, oder barfuß darüber hinschreiten; bald wurden sie unter Wasser getaucht, und es kam darauf an, wer dieses am längsten aushalten konnte; bald überließ man die Entscheidung dem Ausgange eines Zweikampfes. Ein solches Gericht wurde dann ein Gottesgericht oder Gottesurtel genannt. Teufelsurtel, oder Gericht der Dummheit und des Aberglaubens würde eine schicklichere Benennung dafür gewesen sein.

Der Ackerbau war von jeher das Hauptgeschäft der Zingalesen, und ist es noch jetzt. Daher zeichnen sie sich auch wirklich durch alle die guten Gemüthseigenschaften aus, welche der Ackerbau, wo nicht hervorzubringen und zu nähren, doch zu begünstigen pflegt. Sie sind mäßig, nüchtern und muthig, ohne irgend eine Mischung von Ziererei, Gleichgültigkeit oder Verwegenheit. Als die Portugiesen im Jahre 1505 an ihrer Küste landeten, genossen sie in tiefer Ruhe der Vortheile eines ausgebreiteten Handels mit den Indischen Völkerschaften des festen Landes. Allein die Erscheinung der Portugiesischen Flotte gab ihnen bald einen traurigen Beweis von der Unsicherheit und dem Unbestande aller menschlichen Glückseligkeit. Diese Küste, an welcher noch nie ein feindliches Schiff geankert, diese Felder, welche bisher noch nie zur Schaubühne des Krieges gedient,

diese Altäre, welche Ungeweihte noch nie entheiliget hatten, sollten jetzt angefallen, verwüstet und zerstört werden. Dieser unvorhergesehene und unveranlaßte Kriegssturm wüthete eine Zeit lang auf der Insel, und richtete schreckliche Verwüstungen an; aber die Stille, welche darauf folgte, brachte noch größere Uebel hervor. Denn nun kamen, im Jahre 1602, die Holländer, legten die Larve uneigennütziger und großmüthiger Freunde an, welche sie von ihren Unterdrückern befreien wollten, befreieten sie, nach manchem blutigen Kampfe, denn auch wirklich davon, und — traten hierauf, nach abgeworfener Larve, selbst an die Stelle der besiegten Tirannen, und trieben Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten aller Art fast noch weiter, als diese. Was Wunder, wenn ein von Europäern so gröblich hintergangenes und gemißhandeltes Volk gegen alle Freundschaftserbietungen, welche Menschen eben dieses Welttheils ihnen machen, sich in hohem Grade mißtrauisch zeigen muß!

III.

Reise
in das
Land der Kaffern.

Ein kurzer Auszug
aus
J. Barrow's Reisen
durch das
Innere des südlichen Afrika.

Vorbericht.

Als die Engländer in dem nunmehr, Gott sei Dank! geendigten Kriege, welcher eine Folge der Französischen Staatsumwälzung war, das Vorgebirge der guten Hoffnung, sammt der dazu gehörigen, von Holländischen Pflanzern angebauten, Landstrecke erobert hatten, hielten sie für gut, eine Gesandtschaft in das benachbarte Land der Kaffern zu schicken, um einen Vertrag zu erneuern, den die Holländer ehemahls mit diesem Volke geschlossen hatten, der aber bald nachher, und zwar zuerst von den Holländern selbst, dann auch, nach dem Beispiele derselben, von den Kaffern, gebrochen und endlich als aufgehoben betrachtet wurde. Die zu dieser Sendung gewählte Person war Hr. Barrow, Geheimschreiber des Grafen von Macartney, Oberstatthalters am Vorgebirge. Er reisete in Gesellschaft eines Mannes, der als Landdrost nach Graaf Reynet, einer der äußersten von Holländischen Pflanzern angebauten Landschaften, geschickt wurde.

Das Meiste, welches die Geschichte dieser Reise enthält, ist meinen jungen Lesern schon aus Vaillant's Reisegeschichte bekannt, die ihnen eine so angenehme Unterhaltung gewährt hat. Einige Bemerkungen aber, welche Barrow zu machen Gelegenheit hatte, indem er in Gegenden vordrang, wohin weder Vaillant, noch irgend einer seiner Vorgänger gekommen war, sind eben

so neu, als anziehend und merkwürdig. Dahin gehören vornehmlich seine vollständigeren Beobachtungen über die Kaffern, und seine Nachrichten über die sogenannten Buschmänner, die er als Augenzeuge sammelte. Diese verdienen denn auch, als eine Ergänzung der Vaillantschen Berichte, hier aufgestellt zu werden. Da aber der Raum nicht gestattet, sie in dem gegenwärtigen Bändchen zu erschöpfen, so schränke ich mich für diesmahl nur auf die Beobachtungen des Verfassers über das wackere Volk der Kaffern ein, und werde die über die Buschmänner in einem der nächsten Bändchen folgen lassen.

Reise in das Land der Kaffern.

Nachdem wir die äußerste nordöstliche Grenze des ehemahligen Holländischen, jetzt Englischen Gebiets glücklich erreicht hatten, schickten wir uns an, in das Land der Kaffern vorzudringen. Eine Menge Holländischer Pflanzer wünschte uns zu begleiten; da aber zu besorgen stand, daß eine zu zahlreiche Gesellschaft Verdacht und Besorgnisse erregen könnte, so schränkten wir uns auf einige Wenige ein; konnten indeß doch nicht verhindern, daß verschiedene der Zurückgewiesenen uns dennoch verstohlen nachschlichen, so daß wir in der ersten Nacht, die wir auf dem Kafferlande zubrachten, die Zahl dieser Bauern bis zu zehn Personen angewachsen fanden. Eine Menge Feuer, die wir ringsumher erblickten, bewies uns die Nähe der Kaffern, und schon am folgenden Tage waren wir mitten unter ihnen.

Ein Haufen Weiber begrüßte uns zuerst, dann kamen ihre Männer und Väter auch heran. Lachend umhüpften jene unsern Wagen, und suchten durch alle erdenklichen Schmeicheleien Tabak und messingene Knöpfe, das Kostbarste, was sie kennen, von uns zu erhalten; den Tabak für ihre Männer, die Knöpfe für sich selbst, um sich damit zu putzen. Ihre heitere und gute Gemüthsart, leuchtete aus allen ihren Gesichtszügen, Mie-

nen und Geberden unverkennbar hervor. Sie waren bescheiden, ohne zurückhaltend und scheu, neugierig, ohne zudringlich und beschwerlich, lebhaft, ohne unverschämt, zuthätig, ohne frech zu sein.

Man kann gerade nicht sagen, daß sie, im Ganzen genommen, schön waren; aber Einige von ihnen verdienten doch, wenn man die schwarzbraune Farbe übersah, in der That hübsch genannt zu werden. Die schnellen Bewegungen ihrer schwarzen, funkelnden Augen belebten ihre Mienen. Bei glänzend weißen und sehr regelmäßig stehenden Zähnen, hatten sie weder die aufgeworfenen dicken Lippen, noch die platten Nasen anderer Afrikaner; sondern die ganze Form und der Umriß ihres Kopfes und Gesichts waren so regelmäßig und schön, als bei den Europäern. Vorzüglich aber zeichneten sie sich durch eine Lebhaftigkeit und durch einen Frohsinn aus, welche man sonst bei den Weibern ungebildeter Völker selten findet. Ob sie gleich an das Hottentottenland grenzen, so waren sie doch an Körperbau, Benehmen und Gemüthsart von diesem trägen Volke so verschieden, als ob der halbe Erdkreis zwischen Beiden läge.

Die Männer waren die schönsten Gestalten, die ich je gesehen habe. Sie waren groß, stark und fleischig, und ihre Lebensart hatte ihnen eine Festigkeit, eine Offenheit und eine Mannhaftigkeit verliehen, welche, nebst dem Ausdrucke der Gutmüthigkeit auf ihren Gesichtern, deutlich zeigten, daß sie sowol der Furcht, als auch des Mißtrauens und der Treulosigkeit gleich unfähig seien. Ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, und sechs Fuß zehn Zoll hoch, war vielleicht eine der schönsten menschlichen Gestalten, welche je geboren wurden. Er war ein vollkommener Herkules, und eine

Bildsäule von ihm würde das Fußgestell des Farnesischen nicht verunstaltet haben. Viele unter ihnen hatten wirklich das Ansehen erzener Bildsäulen. Ihre Haut war beinahe schwarz, und ihr kurzes, krauses Haar, welches sie mit Oker roth gefärbt hatten, stach damit auf eine gar nicht unangenehme Weise ab. Einige trugen einen Umwurf von gutbearbeiteten Fellen, die Meisten aber waren völlig nackt. Die Weiber trugen Kleider von Leder, welche bis auf die Mitte der Schenkel hinabhingen, und auf dem Kopfe eine lederne Mütze, welche mit Muscheln, Glaskorallen und Stückchen von blankem Messing oder Eisen auf verschiedene Art besetzt war. Die Form der Mützen war übrigens bei Allen ebendieselbe.

Da sie den Tabak, den wir ihnen schenkten, ihren Vätern und Männern gaben, so scheint es, daß nur diese, und nicht auch, wie bei den Hottentotten, die Weiber hier zu rauchen pflegen. Zur Dankbarkeit schickten sie uns dafür gegen Abend Milch, in Körbchen aus Schilf, ungemein niedlich und so dicht geflochten, daß sie die feinste Flüssigkeit halten können. Die Verfertigung dieser Körbe, welche die rundliche Form der Bienenkörbe haben, macht einen Theil ihrer weiblichen Beschäftigung aus. Unsere Bewunderung dieser ihrer Arbeit schien ihnen viel Vergnügen zu machen. Ausgewaschen werden diese Körbe nie; daher denn auch die Milch augenblicklich darin gerinnt. Dies ist ihnen aber ganz recht; denn anders essen sie dieselbe nie. Da sie kein Brot, kein Gemüse und keine Wurzeln, als einige wildwachsende, haben, so zwingt sie vielleicht die Nothwendigkeit, um etwas Festes in den Magen zu bekommen, die Milch nicht anders, als geronnen, zu genießen. Wie nährend und wie zuträglich sie, auf diese Art genossen,

sein muß, davon gaben das gesunde Ansehen und die Stärke der Kaffern den besten Beweis.

Gegen Sonnenuntergang wurde die ganze Ebene mit Rindvieh bedeckt, welches auf ein lautes Pfeifen seiner Herren von allen Seiten herzuströmte. Auf ein zweites Zeichen traten die Kühe aus dem übrigen Haufen hervor, um sich melken zu lassen. Auf ein ähnliches Zeichen durch Pfeifen verließen die Herden am folgenden Morgen ihr Nachtlager, und gingen auf die Weide. Das Vieh und seine Herren sind hier im vollkommensten Einverständnisse. Das Melken und die Behandlung der Milch ist eine Beschäftigung der Männer.

Die Hütten dieser Horde, welche in dreihundert Erwachsenen und einer großen Menge Kinder bestand, sah man nirgends. Sie waren nämlich im Gebüsche versteckt, und bestanden aus lebendigen Zweigen, die an den Spitzen zusammengebunden und mit andern durchflochten waren. So bildeten sie eine Halbkugel, fünf Fuß hoch und acht Fuß lang. Das Ganze war mit Laub und Gras bedeckt, und man sah es diesen Hütten an, daß sie nur zu einstweiligen Wohnungen bestimmt waren. Hirtenvölker halten sich nicht lange an einem und ebendemselben Orte auf.

Einer ihrer Anführer, Tuli genannt, besuchte uns, und ließ sich einige Gläser Wein, die wir ihm vorsetzten, ungemein wohlschmecken. Wir beschenkten ihn mit Glaskorallen und Tabak; sein größter Wunsch aber war, ein Paar Hosen zu erhalten. Wir waren bereit, ihm damit zu dienen; allein ungeachtet ein paar große Leute in unserer Gesellschaft waren, so konnte doch Tuli, der noch größer, und dabei starkleibig war, in ihre Beinkleider nicht hineinkommen. Er war gutlaunig und gefällig; schien aber nicht viel Fassungskraft zu besitzen, denn wir

fanden es unmöglich, ihm den Zweck unserer Sendung verständlich zu machen. Sein Bruder Mallu, sagte er, der einer der obersten Anführer sei, werde darüber mit uns reden. Da dieser nicht weit entfernt war, so wurde ein Bote zu ihm geschickt, der ihn einladen mußte, zu uns zu kommen. Er erschien, und brachte noch einen dritten Anführer mit, welcher Etoni hieß.

In der Unterredung, die wir hierauf mit diesen hatten, wurden sie gefragt: ob ihnen der Vertrag bekannt sei, den ehemahls die Kristen mit den Kaffern geschlossen hätten, kraft dessen der große Fischfluß zur Grenze zwischen beiden Völkerschaften bestimmt worden sei? Und Mallu antwortete, sie erinnerten sich dessen allerdings recht wohl. Es wurde hierauf weiter von uns gefragt: warum sie denn diesen Vertrag gebrochen, und das Land diesseits in Besitz genommen hätten? Darauf erwiederte Mallu eben so bündig, als nachdrücklich, er seines Theils sei über die Grenze gegangen, weil die Holländischen Pflanzer den Bund zuerst gebrochen, und in dem Kafferlande gejagt hätten.

Mit diesem Rechtfertigungsgrunde hatte es, wie uns wohl bekannt war, seine völlige Richtigkeit. Die Holländischen Bauern hatten nicht allein, seit 1793, in dem Lande der Kaffern Flußpferde und anderes großes Wild gejagt, sondern sich auch die Kaffersche Seite des großen Fischflusses zum Anbau und zur Viehweide angemaßt.

Wir antworteten, wenn einige Pflanzer so ungerecht gewesen wären, die Grenze zu überschreiten, so hätten sie es ohne Wissen und Genehmigung der Regierung gethan. Jetzt sei das Land dieser Leute im Besitze eines großen und mächtigen Fürsten, des Königs von England, welcher Ordnung und Gerechtigkeit wieder hergestellt wissen wolle. Deßwegen wären wir abge-

schickt worden, jenen Vertrag mit ihnen zu erneuern. Keinem Pflanzer werde künftig gestattet werden, die festgesetzte Grenze zu überschreiten; dagegen erwarte man nun aber auch von ihnen, daß sie sich ruhig hinter ihre alte Grenze zurückziehen, und das Land der Pflanzer künftig nicht wieder betreten würden. Um dieses für immer festzusetzen, wollten wir jetzt zu ihrem obersten Anführer oder König, Gaika, reisen.

Diese Nachricht setzte sie sichtbar in Verlegenheit. Man konnte ihnen ansehn, daß sie mit diesem Könige nicht in dem besten Vernehmen stehen mußten; auch gestanden sie uns, daß sie aus seinem Lande entwichen wären. Sie wünschten, daß wir ein Fürwort bei demselben für sie einlegen möchten, wogegen sie in sein Land zurückzukehren versprachen, sobald er ihnen einen Friedensboten schicken werde. Einen solchen Boten erkennt man hier daran, daß er zwei hundert Schritte von Denen, zu welchen er gesandt wird, die Lanze niederlegt, und mit ausgebreiteten Armen auf sie zugeht. Wir versprachen ihnen, daß wir uns bemühen würden, das gute Verhältniß zwischen ihnen und dem Könige wieder herzustellen, und machten hierauf jedem der drei Anführer ein kleines Geschenk, welches in Tabak, einem Messer, Stahl, Feuerstein und Zunder, und in Glaskorallen bestand. Dies sind die unbedeutenden Sachen, wofür die Holländischen Pflanzer ihnen ihr schönes Vieh abzukaufen pflegen.

Diese drei Anführer waren große, wohlgebaute Männer, und besonders Etoni konnte für schön gelten. Er hatte eine angenehme, immer freundliche Miene, sehr lebhafte und feurige Augen, eine ganz Europäische Nase, und zwei Reihen Zähne, die so weiß als Elfenbein waren. Nichts zeichnete sie in ihrem Anzuge von den

gemeinen Kaffern aus, als eine Kopfbinde von kupfernen Kugeln, von welcher eine messingene Kette auf der linken Seite herabhing. Ihre Kleidung bestand, wie bei den Uebrigen, in einem langen Mantel von wohlbereiteten Kalbfellen, welcher leicht und geschmeidig war. Am linken Arme, und zwar über dem Elbogen, trugen sie breite, elfenbeinerne Ringe; ihre Handgelenke und Schenkel waren mit ähnlichen Ringen von Kupfer und Eisen geputzt. Am Halse hingen ihnen Glaskorallen, und zur Vollendung ihres Putzes gehörten Stacheln vom Stachelschweine, welche Viele unter ihnen durch die Ohren gebohrt hatten.

Auch die Weiber der Anführer zeichneten sich eben so wenig durch einen besondern Anzug von den Uebrigen aus. Alle trugen Mützen und Mäntel von Fellen, die einerlei Schnitt hatten. Ihr Putz, den Jede nach Willkühr oder Umständen angelegt hatte, bestand in kleinen kupfernen Korallen, eisernen Ringen, messingenen Knöpfen, alten Knieschnallen und ähnlichen Kostbarkeiten, je nachdem die Eine Dieses, die Andere Jenes zu erhalten Gelegenheit gehabt hatte. Manche trugen in dem einen Ohre einen Knopf, und in dem andern eine Schnur Glaskorallen, oder eine Muschel. Wechseln konnten sie in ihrem Anzuge nicht; denn was Jede an Kleinodien dieser Art besaß, das trug sie auch am Leibe. Einige waren damit bis zum Uebermaß beladen, indem sie wol funfzig verschiedene Halsbänder umhatten, dabei an Armen und Beinen mit kupfernen und eisernen Ringen ganz überdeckt waren, und ihren ledernen Mantel mit Knöpfen von allerlei Gestalt und Größe dergestalt besetzt hatten, daß er der Musterkarte eines Knopfmachers glich. Die Meisten trugen eine kleine Schildkrötenschale am Halse, welche ihr Schminkbüchschen

war. Darin verwahrten sie nämlich rothen Ocher und ein Stückchen dünnes Leder, um das Gesicht damit zu reiben.

Die kleinen Knaben gingen völlig nackt. Ihr einziger Schmuck war ein Büschel langer weißer Haare vom Bauche des Springbocks, welchen sie auf dem Wirbel des Kopfs trugen.

Nachdem wir unter diesen gutartigen Menschen lange genug verweilt hatten, um unsere Neugier über ihre Eigenthümlichkeiten zu befriedigen, setzten wir unsere Reise, an dem Ufer des Karika hin, nach der Seeküste fort. Wir kamen dabei von Zeit zu Zeit zu neuen zahlreichen Horden, und zogen durch ungeheuere Herden hin. Diese letzten waren so groß und zahlreich, daß wir an Einem Tage leicht an 50,000 Stück hätten zählen können. Unter diesen waren Ochsen von ansehnlicher Größe, und zahllose Kühe, welche den größten und schönsten in England glichen; andere hingegen waren klein und dick, dabei ohne Hörner, und glichen dem schwarzen Rindvieh in den Schottischen Hochlanden.

Die Hörner der großen Ochsen waren durchgängig in allerlei Gestalten gedreht. Bei Einigen hatte man die Spitzen unter dem Halse zusammengebogen, bei Andern standen sie ganz senkrecht in die Höhe, wiederum sahen wir Andere, bei welchen die Hörnerspitzen zurückgebogen waren, und noch Andere, deren Hörner man nach entgegengesetzten Richtungen geformt hatte, das eine stand nämlich senkrecht in die Höhe, indeß das andere nach der Erde zu herabgebogen war; welches Alles dem Viehe ein seltsames Ansehen giebt. Diese Gestaltung wird durch Hülfe eines glühenden Eisens bewirkt, wodurch man die Hörner weich brennt, da sie sich denn nach Gefallen biegen lassen, und diejenige Form behalten, welche man ihnen zu geben den Einfall hat.

Schafe und Ziegen sahen wir nirgends. Hunde hingegen zeigten sich überall in ungeheurer Menge, aber von elendem Ansehen, daß es ein kläglicher Anblick war. Es schien eine Art kleiner Schäferhunde zu sein. Diese und das Rindvieh sind die einzigen Thierarten, welche die Kaffern halten.

Wir kamen an eine steil abwärts laufende Felsenschlucht, welche zwei Englische Meilen lang und mit zerbrochenen Steinmassen übersäet war. Ein schrecklicherer Ort war noch nie von einem Wagen befahren worden. Durch einen einzigen Fehltritt würden Wagen und Vieh verloren gegangen sein. Wir gebrauchten zwei Stunden, um diesen gräulichen Weg zu vollenden, und fuhren hierauf durch einen engen Hohlweg zwischen hohen Bäumen und Felsenwänden hin.

Aber nun sollte in einer ähnlichen Schlucht auf den entgegengesetzten Berg wieder hinaufgefahren werden. Die armen Ochsen zerarbeiteten sich vergebens, und vergebens schrien, fluchten und hieben ihre unbarmherzigen Führer mit ungeheuern Peitschen auf sie los. Der erste Wagen mochte kaum hundert Schritte weit hinaufgezogen sein, als die sich beinahe zu Tode arbeitenden Ochsen ihn nicht weiter aus der Stelle bringen konnten. Hier mußte ich Zeuge einer Grausamkeit sein, die man kaum für möglich halten sollte, und deren bloßes Andenken mich schaudern macht. Ungeachtet die armen Thiere, fast auf den Knien liegend, alle ihre Kräfte, aber vergebens, anstrengten, den Wagen hinaufzuziehen, beging einer der Holländischen Bauern, wüthend über den schlechten Erfolg, die unmenschliche Grausamkeit, mit einem scharfen Messer einem der unglücklichen Ochsen verschiedene tiefe Schnitte über die Rippen und Schenkel zu versetzen. Es ist, leider! keine Uebertrei-

bung, sondern auf genaue Messung gegründete Wahrheit, wenn ich versichern muß, daß die Wunden sechs bis sieben Zoll lang, und so tief waren, daß sie beim Gehen sich zwei Zoll breit öffneten. Die Rippen waren ganz entblößt; das Blut lief stromweise nieder, und gleichwol mußte das arme, so schrecklich gemißhandelte Thier noch drei Stunden lang ziehen, ehe ihm Ruhe gewährt wurde. Durch zwei einander entgegenlaufende Schnitte war ein großes Stück Fleisch beinahe ganz von der Lende getrennt. Ein scheußlicher Anblick!

Zu meinem Erstaunen bemerkte ich indeß nach drei oder vier Tagen, daß die Wunden schon wieder mit neuer Haut überzogen waren, und dem Thiere keine Schmerzen mehr zu verursachen schienen. Aber die Narben bleiben beständig. Aus der Menge solcher Narben, die man an den Ochsen der Pflanzer häufig wahrnimmt, muß man, leider! schließen, daß diese unmenschliche Grausamkeit hier oft ausgeübt wird. Mir selbst stieß zu einer andern Zeit ein noch entsetzlicheres Beispiel davon auf, indem der Unmensch, welcher es gab, sich nicht damit begnügte, das Thier an seinen gröbern Theilen zu verwunden, sondern mit teuflischer Schmerzerkünstelung die Nase und Zunge desselben zerfetzte. Hierbei brüllte das arme Geschöpf fürchterlich, zerriß die Riemen und floh ins Dickicht. Sollte man es für möglich halten, daß Menschen sich zu einem solchen Grade von Unempfindlichkeit und Grausamkeit gegen ihre, ihnen dienende, Mitgeschöpfe abhärten können?

Sogar in der Nachbarschaft der Kapstadt, wo man doch mehr Menschlichkeit zu finden erwarten sollte, sind ähnliche barbarische Handlungen allgemein bekannt. Einer der dortigen Gutsbesitzer rühmte sich, daß er seinen Zug Ochsen, so oft er wolle, zum Laufen bringen könne:

er brauche nur sein Messer hervorzuziehn und es am Wagen zu wetzen. Ein anderer Unmensch erzählte mit lachendem Munde, daß er einst unter dem Bauche eines Ochsen Feuer angelegt, und ihn dadurch gezwungen habe, den Wagen eine steile Anhöhe hinaufzufahren. Aber genug, und schon zu viel von Schandthaten, welche jedes menschlich fühlende Herz mit Abscheu und Entsetzen erfüllen müssen!

Da wir die Absicht hatten, die Mündung des großen Fischflusses, welcher künftig wieder die Grenze zwischen uns und den Kaffern machen sollte, zu untersuchen, so hielten wir für gut, zwei Dolmetscher an den Kafferkönig vorauszuschicken, um ihm theils im Namen des Statthalters ein kleines Geschenk überreichen, theils ihn um die Erlaubniß ersuchen zu lassen, in sein Land zu kommen. Dadurch wollten wir sowol uns seines Schutzes versichern, als auch ihm zeigen, daß die Engländer den mit den Kaffern geschlossenen und jetzt zu erneuernden Vertrag strenge zu befolgen gesonnen wären. Sein Aufenthaltsort war noch fünf Tagereisen von uns entfernt.

Nachdem wir die Dolmetscher abgefertiget hatten, setzten wir unsere Reise fort. Das Land wurde von hier aus flach, und wir fanden es überall, wo die Kaffern mit ihren Herden noch nicht gewesen waren, mit hohem Grase bewachsen. Als wir uns der Seeküste näherten, bemerkten wir eine lange Reihe großer Feuer, und richteten unsern Zug dahin, weil zu vermuthen stand, daß sich Kaffern daselbst aufhielten. Wir waren unterm Winde, d. h. der Wind blies von daher uns entgegen. Dieser Umstand machte, daß wir den Irrthum, worin wir uns befanden, nicht eher merkten, als bis wir mitten im Feuer waren. Es war nämlich ein laufendes Feuer, welches das trockne Gras des Bodens verzehrte. Auf

dergleichen Feuer stößt man hier zu Lande oft, indem das hohe trockne Gras, entweder durch Zufall, oder auch absichtlich, angezündet wird, um statt seiner junges Gras zu erzielen.

Der Rauch war so dick, daß wir nicht zehn Schritt weit sehen, folglich auch nicht beurtheilen konnten, in welcher Richtung wir am schnellsten durchkommen würden. Doch das würde uns ohnehin nicht geholfen haben, weil wir jetzt von unsern Ochsen abhingen. Diese, welche sich die Füße verbrannten, wurden wild, und rannten in großer Verwirrung davon. Die Hunde heulten, die Menschen schrien; es entstand ein allgemeiner Wirrwarr. Der Rauch war erstickend, und das Feuer brannte dicht an dem Wagen, welcher unsere Pulverkammer enthielt. Gerieth dieser in Brand, so konnte es ohne großes Unglück nicht abgehen. Die Flammen liefen in allen Richtungen durch das trockne Gras mit unbeschreiblicher Schnelligkeit.

Zum Glück waren die flüchtigen Ochsen so klug, gerade gegen den Wind zu laufen. Dies war das beste Mittel, aus den Flammen zu kommen, und den schon ausgebrannten Boden am geschwindesten zu erreichen. Wir erreichten ihn denn auch glücklich, und freuten uns nicht wenig, daß wir das Abenteuer ohne beträchtlichen Unfall bestanden hatten. Wir mußten nun eine weite Strecke durch schwarze Asche über einen noch dampfenden Boden hinfahren, bis wir endlich die Mündung des großen Fischflusses erreichten, und unsere Zelte daselbst aufschlugen.

Diese Mündung ist, wie die Ausflüsse aller Ströme auf der Ostseite von Afrika, stark versandet. Nur ein schmales Fahrwasser behält zur Zeit der Ebbe noch Tiefe genug, um kleinere Fahrzeuge durchzulassen. Hinter der

Sandbank war der Strom drei bis vier hundert Schritt breit, und schien sehr tief zu sein. Die Ufer erheben sich allmählig zu hohen Ebenen, und waren auf dieser Seite mit Gras, auf der jenseitigen mit Gebüsch bewachsen.

Gegen Abend streckte eine ungeheure Menge von Flußpferden die Köpfe aus dem Wasser hervor; da sie aber alle sich klüglich an dem jenseitigen Ufer hielten, so waren sie zu entfernt, um von unsern Kugeln erreicht zu werden. Diesseits leiteten uns ihre Fußstapfen zu einer frischen Quelle, die beinahe eine halbe Stunde von dem Flusse entfernt war. Dahin gehen sie des Nachts zum Trinken, weil das Flußwasser, eine beträchtliche Strecke von der Mündung an, salzig schmeckt. Es ist merkwürdig, daß die Natur diesem gewaltigen Thiere die Ströme zum Aufenthalte angewiesen hat, ob es gleich nichts frißt, was sich im Wasser findet.

So lange diese Gegend noch zu dem Gebiete der Holländer gehörte, gab es hier eine große Menge Wild aller Art, vornehmlich aber vom Antelopengeschlechte, welches dem jungen Leser schon aus Vaillant's Reise bekannt ist. Allein seit der Ankunft der Kaffern ist es größtentheils ausgerottet, oder ausgewandert. Die Art, wie diese Leute zu jagen pflegen, ist gar zu verheerend. Eine große Menge — zuweilen viele hundert Männer, Weiber und Kinder — umringt eine Ebene, auf welcher sie eine Antelopenherde bemerkt haben. Der Kreis rückt allmählig immer näher zusammen, bis die Thiere gänzlich eingeschlossen sind. Da dieselben, gleich den Schafen, immer dahin laufen, wohin sich das vorderste wendet, so brauchen die Kaffern, sobald sie ihnen nahe genug gekommen sind, nur eine Oeffnung in ihrem Kreise zu machen, und das

nächste Thier durchzulassen, um die ganze Herde zu bewegen, ebendenselben Weg zu nehmen. Dann stürzen die Männer, mit Speeren bewaffnet, darunter, und richten eine schreckliche Niederlage an.

Einige Arten der Antelopen, z. B. der Springbock, scheinen dadurch aus diesen Gegenden ganz verscheucht zu sein. Wir fanden nur Gelegenheit, einige Stücke des sogenannten Hartebeests oder Hirschthiers zu schießen. Dies ist die schönste und größte Art der Antelopen. Das Männchen ist ungefähr 7½ Fuß lang und 5 Fuß hoch, das Weibchen 6½ Fuß lang und 4 Fuß hoch. Die Hörner sind aus einem einzigen Stamme hervorgewachsen, der etwa zwei Zoll über der Stirn sich theilt, und so in zwei Hörner ausgeht. Dem Maule und fast dem ganzen Kopfe nach, scheint das Thier dem Ochsengeschlechte anzugehören.

Wir mußten am Ufer des Fischflusses drei Tagereisen aufwärts machen, ehe wir eine zum Uebersetzen bequeme Stelle fanden, weil bis dahin das Ufer auf beiden Seiten überall zu steil, die Strömung zu reißend und das Wasser zu tief war.

Drei Tage darauf erreichten wir abermahls einen ansehnlichen Fluß, Keiskamma genannt. Tags vorher kehrte einer unserer vorausgeschickten Dolmetscher in Begleitung eines Oberhaupts zu uns zurück, den der König abgesandt hatte, um uns nach seinem Wohnorte zu führen. Das Land zwischen dem großen Fischflusse und dem Keiskamma fanden wir überall vortrefflich, aber nirgends angebaut, und dabei so menschenleer, daß man es kaum für ein bewohntes erkennen konnte. Jenseits des Keiskamma war die Bevölkerung desto größer. Wir kamen durch eine Menge Dörfer, und überall sahn wir uns von einem großen Haufen Volks umgeben. Da es

sehr heiß war, so hatten die Männer ihre Mäntel abgelegt, und gingen nackt, die Weiber aber behielten sowol ihre Mäntel, als auch die ledernen Mützen, ungeachtet beide ihnen bei der Hitze beschwerlich fielen.

Bei unserer Ankunft in dem Königsdorfe erfuhren wir, daß der König, der uns erst den folgenden Tag erwartet hatte, ungefähr drittehalb Deutsche Meilen weit nach seinen Viehweiden gereiset war, weil die Wölfe eine große Niederlage unter seinem jungen Rindvieh angerichtet hatten. Es wurde ihm aber sogleich ein Bote nachgeschickt, um ihn von unserer Ankunft zu benachrichtigen. Unterdeß wurden wir von den Damen seines Hauses unterhalten. Seine Mutter, eine ansehnliche und noch ziemlich junge Frau — sie schien nicht über 35 Jahr alt zu sein — und die Königinn, seine Gemahlinn, eine schöne Kafferinn von etwa 15 Jahren, schlossen mit ihren Dienerinnen, deren Zahl sich ungefähr auf 50 belief, einen Kreis um uns, und bemüheten sich, uns die Zeit zu vertreiben.

Es währte nicht lange, so erschien der König Gaika, in vollem Galopp auf einem Ochsen reitend, und mit einer Begleitung von fünf oder sechs seiner Leute. Er druckte durch Mienen und Worte das Vergnügen aus, welches unser Besuch ihm machte, und bat, daß wir uns Alle unter einem großen schattigen Baume in einen Kreis niedersetzen möchten, damit man desto besser hören könne, was Jeder zu sagen habe. Es geschah, und wir schritten dann sogleich zu dem Gegenstande unserer Sendung.

Er war davon durch unsere Dolmetscher bereits unterrichtet, und es machte ihm Vergnügen, uns versichern zu können, daß Keiner der Kaffern, welche die Grenze überschritten hätten, zu seinen Unterthanen ge-

höre. Es seien Fürsten, so gut als er, und ganz unabhängig von ihm, obwol seine Vorfahren immer den ersten Rang unter den Kafferfürsten behauptet hätten. Den Uebrigen habe es aber immer frei gestanden, sich nach Gefallen unter den Schutz seiner Familie zu begeben, oder unabhängig zu bleiben. Im ersten Falle habe man sie freundschaftlich aufgenommen, und im zweiten seien sie nie als Feinde betrachtet worden. Er erzählte uns ferner, nach dem Tode seines Vaters sei er unter die Vormundschaft seines Oheims, Sambi genannt, gekommen, welcher während seiner Unmündigkeit an seiner Statt regiert habe. Da dieser sich aber in der Folge geweigert hätte, ihm, nachdem er volljährig geworden, die Regierung abzutreten, so habe er ihn mit Gewalt dazu zwingen müssen. Es sei ihm auch gelungen, seinen Oheim zur Flucht zu nöthigen; allein dieser habe sich darauf mit einem mächtigen Fürsten im Norden verbunden, und ihm den Krieg erklärt. Er habe aber gesiegt, und den Sambi gefangen genommen. Den Mallu und Tuli, und die übrigen Fürsten jenseits des Keiskamma, habe er nie beleidiget, vielmehr sie oft eingeladen, in ein freundschaftliches Verhältniß mit ihm zu treten; allein sie hätten nie Lust dazu gehabt, sondern sich zuweilen gar an dem Eigenthume seiner Unterthanen vergriffen. Endlich habe er zu seinem Erstaunen hören müssen, daß sie über die Grenze und auf das Gebiet der Kristen gegangen seien. Er habe daher, um jede Gemeinschaft mit ihnen abzubrechen und alle Gelegenheit zu Feindseligkeiten zu vermeiden, seinen Unterthanen verboten, über den Keiskamma zu gehen.

Wir erstaunten, so viel Mäßigung und Klugheit bei einem noch so jungen Manne und unter einem Volke

zu finden, welches wir andern hochgebildeten Europäer mit gewohnter Selbstgefälligkeit, noch zu den Wilden zu zählen pflegen. Wir erstaunten aber noch mehr, da wir hörten, wie dieser junge Fürst seinen überwundenen Oheim, den Thronräuber, behandelt habe, und noch behandle. Alle ehemahlige Diener desselben, sein ganzer Viehstand und seine sechs Weiber wurden ihm wiedergegeben, und er genoß der Freiheit aller übrigen Unterthanen des Königs, nur daß er verpflichtet wurde, immer in einem und ebendemselben Dorfe mit ihm zu leben, damit es ihm an Gelegenheit zu neuen Meutereien fehlen möchte. Wo und wann hat man in Europa, in ähnlichen Fällen, ein ähnliches Beispiel von Mäßigung und Seelengröße gesehen?

Gaika war zur Zeit unsers Dortseins noch nicht zwanzig Jahr alt, von schönem Wuchse und von einem angenehmen männlichen Anstande. Seine Länge betrug beinahe sechs Fuß. Er war zwar von kupferbrauner Gesichtsfarbe, die ins Schwärzliche fiel, aber sein Haar war fein und glatt, seine Augen dunkelbraun und sehr lebhaft, seine Zähne regelmäßig und so weiß als Elfenbein. Seine offene, denkende Miene verrieth einen hellen Kopf und einen reifen, thätigen Verstand. Auf jede Frage, die sich auf die Sitten, Gesetze und Gebräuche seines Volks bezog, antwortete er ohne Verlegenheit oder Zurückhaltung, schlicht, gerade und verständig. Mit dieser Schärfe und Richtigkeit des Verstandes verband er eine sehr liebenswürdige Gemüthsart. Seine Unterthanen schienen ihn anzubeten. Der Name Gaika war in Jedermanns Munde, und man konnte sehen, daß er mit Zeichen der Freude und der Liebe ausgesprochen wurde. Er hatte eine einzige, sehr junge und, wenn man das Vorurtheil bei Seite setzt, sehr

hübsche Frau, mit der er ein kleines Mädchen erzeugt hatte, welches Jasa hieß. Auf seiner linken Seite hing eine messingene Kette an einem Stirnbande von Kupferkorallen herab, wie bei den Anführern, die wir jenseits des Fischflusses kennen gelernt hatten. Am Arme trug er fünf große Ringe von Elfenbein, und sein Hals war mit einer Schnur von Glaskorallen umwunden. Sein Mantel war mit Leopardenfelle besetzt, er warf ihn aber, der Hitze wegen, ab, und ging, gleich den Uebrigen, ohne alle Bekleidung.

So war, und so sah der edle junge Mann aus, mit dem wir jetzt unterhandeln sollten. Diese Unterhandlung war eben so leicht eingeleitet, als schnell beendiget. Wir legten ihm folgende fünf Punkte zur Prüfung und Genehmigung vor:

1. daß er einen Friedensboten, von einem unserer Dolmetscher begleitet, zu denjenigen Anführern schicken möge, welche jetzt sich außerhalb der Grenze aufhielten, um sie einzuladen, in ihr Land zurückzukehren;
2. daß keiner seiner Unterthanen künftig die Grenze überschreiten solle, den einzigen Fall ausgenommen, wenn er selbst Jemand an unsere Regierung oder ihre Beamte schicken werde;
3. daß Keiner mit unsern Pflanzern Verkehr haben solle, und wenn von diesen Einer diesseits der Grenze sich ertappen ließe, er sofort aufgegriffen, und unter hinreichender Bedeckung nach Graaf-Reynet, dem Wohnorte des Landdrosten, geschickt werde;
4. daß, wenn Schiffe auf der Küste strandeten, man den Unglücklichen Schutz und Gastrecht gewähren und sie sicher nach Graaf-Reynet führen solle;

5. daß er endlich einen freundschaftlichen Verkehr mit dem Landdrosten unterhalten, auch jährlich, oder so oft es nöthig sei, einen seiner Hauptleute zu diesem senden möge, welcher das Wappen des Königs von England auf einem messingenen Ringkragen trage.

König Gaika willigte in Alles, den einzigen dritten Punkt ausgenommen. Es schien ihm unrecht zu sein, wenn Kaffern sich anmaßen wollten, so viel erhabnere Menschen, als die Kristen wären, gefangen zu nehmen. Guter Gaika, wie weit ragst du, ohne es zu wissen, an Mäßigung, Billigkeit, Gutmüthigkeit und Gerechtigkeit über die Meisten dieser erhabenen Menschen hervor! — Alles, wozu er sich verbindlich machen wollte, war, den Landdrosten zu benachrichtigen, wenn dergleichen sich in seinem Lande sehen lassen würden.

Diese bescheidene und gemäßigte Denkart haben die Kaffern gegen die Holländischen Pflanzer immer bewiesen, ungeachtet diese sie schlecht erwiederten. Mitten in dem Kriege, wozu man sie ungerechter Weise gezwungen hatte, war und blieb das Leben der Weiber und Kinder ihrer Feinde immer sicher, obgleich die erhabenen Kristen, ihre muthwilligen Feinde, die ihrigen häufig todtschlugen. Gleichwol schämen eben diese Holländischen Pflanzer sich nicht, noch immer die von ihnen verbreitete Meinung zu unterhalten, daß die Kaffern ein wildes, verrätherisches und grausames Volk seien. Wer, der Gelegenheit hatte, diese gutartigen Menschen näher kennen zu lernen, kann jene grobe Verleumdung ohne den tiefsten Unwillen hören!

Als unser Geschäft mit dem Könige beendiget war, machten wir ihm ein Geschenk, welches aus Kupferplatten, Messingdraht, Glaskorallen, Feuersteinen, Stahl,

und Zunderdosen, und einem Vorrathe von Tabak bestand. Auch seine Mutter empfing einige Geschenke von uns. Diese war von allen Frauenzimmern die einzige, welche unserer Unterhandlung mit dem Könige beiwohnte; die Uebrigen, auch Sambi, der Thronräuber, hielten sich, während derselben, in einer kleinen Entfernung.

Das Dorf, wo der König sich jetzt aufhielt, war nicht sein eigentlicher Wohnort. Es lag an einem kleinen Flusse, der sich in den Keiskamma ergießt, und bestand aus 40 bis 50 Hütten von Gestalt der Bienenkörbe. Die von der Königinn bewohnte Hütte stand am äußersten Ende des Dorfs, und war größer und zierlicher gebaut, als die übrigen. Sie mochte ungefähr acht Fuß hoch und zehn Fuß breit sein. Die Art, wie dergleichen Hütten verfertiget werden, ist folgende. Zuerst macht man ein hölzernes Gerüst, und füllt es mit einem Gemische von Thon und Kuhdünger aus, worauf das Ganze mit feingeflochtenen Matten überzogen wird. Diese Bedeckung macht sie vollkommen wasserdicht und sehr warm.

In ihrem Anzuge zeichnete sich die Königinn von den übrigen Frauenzimmern durch weiter nichts aus, als daß auf ihren Mantel etwas mehr Kunst gewandt zu sein schien. Er war mit drei Reihen von Metallknöpfen von oben bis unten so dicht besetzt, daß sie einander berührten. Die übrigen Weiber begnügten sich mit einigen wenigen Zierrathen, die hier und da auf dem Mantel vertheilt waren. Dieser schwere Mantel muß ihnen oft sehr lästig fallen, aber sie legen ihn, auch bei der größten Hitze, niemahls ab. Außerdem tragen sie auch die kleine Schürze, welche das Hauptkleidungsstück der Hottentottinnen ausmacht. Auf den Kopfputz

verwenden sie die größte Sorgfalt. Dieser besteht zwar nur in einer ledernen Mütze, aber in der Ausschmückung derselben mit Knöpfen, Schnallen, Korallen und Muscheln zeigt ihre Einbildungskraft sich ungemein geschäftig.

Da man uns die Kaffern immer als ein Ackerbau treibendes Volk beschrieben hat, so wunderten wir uns, nicht die geringste Spur von Garten- oder Feldland bei ihnen zu finden. Wir äußerten diese unsere Befremdung dem Gaika, und er antwortete, in Friedenszeiten baueten sie allerdings Hirse und einige andere Gemüsarten; allein der Krieg, wozu sie gezwungen gewesen seien, habe sie drei Jahre lang verhindert, das Land zu bestellen. Jetzt fehle es ihnen an Einsaat, und wir würden ihn daher sehr verpflichten, wenn wir ihnen damit aushelfen wollten, weil er nichts sehnlicher wünsche, als das Kiri — eins ihrer Kriegswerkzeuge — wieder in Ackergeräth verwandelt zu sehen. Als hierauf der Landdrost versprach, ihn von Graaf-Reynet aus damit zu versehen, schien er sehr erfreut darüber zu sein, und schon in voraus das Glück seines Volks zu fühlen, wenn es, nach den Drangsalen und Mühseligkeiten des Krieges, wieder zu der ruhigen und wohlthätigen Feldarbeit zurückkehren werde. Guter Gaika! mögen Gott und dein Gefühl dir dafür lohnen!

Das Land, welches unter der Benennung Kafferland begriffen wird, hat auf der Südseite das Meer, auf der Westseite das Gebiet des Vorgebirges zur Grenze. Nördlich wird es von dem Gebirge, worin die Buschmänner hausen, und östlich von dem Lande der Tambukis, einem mit den Kaffern nahe verwandten Stamme, begrenzt. Mit den Buschmännern haben sie, gleich den Holländern, unaufhörlichen Krieg. Sie sind aber

darin nicht so glücklich, als jene, weil dieses Raubgesindel zwar wol die Feuergewehre, aber nicht die Wurfspieße fürchtet.

Das Hauptgewehr der Kaffern ist ein eiserner Speer, der, mit Inbegriff des vier Fuß langen hölzernen Schafts, ungefähr fünf Fuß lang ist. Dieses Kriegswerkzeug nennen die Hottentotten Hassagai, die Kaffern Omkontu. Wenn sie dasselbe werfen wollen, so heben sie den Arm über den Kopf, und schwenken es so länge, bis sie das Gleichgewicht haben. Dann stoßen sie es mit dem Daumen und Zeigefinger fort. Auf 50 bis 60 Schritt werfen sie ziemlich genau damit, allein bei größerer Weite ist der Wurf unsicher. Dieses Gewehr scheint nicht sehr gefährlich zu sein; man kann ihm leicht ausweichen, und man fängt es mit einem vier Fuß hohen, von Büffelleder gemachten Schilde auf.

Das obgenannte Kiri, ihr zweites Gewehr, ist ein drittehalb Fuß langer Knittel mit einem runden, sehr schweren Knopfe an dem einen Ende, und welcher aus Baumwurzel gemacht ist. Sie werfen es eben so wie die Hassagai, und sind sehr geschickt, Vögel und kleine Antelopen damit zu tödten. Das andere Ende des Kiri wird in Friedenszeiten als eine Hacke beim Feldbau gebraucht, wozu es weit zweckmäßiger als zum Kriege ist.

Jeder Kaffer ist Soldat, aber nur so lange, als sie Krieg zu führen gezwungen sind. Diesen führen sie aber nie, um ihr Land zu erweitern, sondern nur, um sich gegen Beleidigungen und Unrecht zu wehren. Ihre Lebensart und ihre Sitten passen besser für das Hirtenleben, als für den Krieg. Der Genuß der Milch, ihrer vorzüglichsten Nahrung, macht sie sanft, und die Jagd, welche sie sowol des Vergnügens, als des Nutzens wegen lieben, giebt ihnen Offenheit und Muth.

Furcht ist eine ihnen fast gänzlich unbekannte Leidenschaft. Im Frieden führt der Kaffer ein wahres Schäferleben. Die Besorgung seiner Herden ist, außer dem Ackerbau, sein einziges Geschäft. Nur bei außerordentlichen Gelegenheiten schlachtet er ein Stück. Wenn ein Kafferfürst von einem Fremden von Ansehen besucht wird, so wählt er den fettesten Ochsen aus, und theilt ihn mit den Gästen. So hatte z. B. die Neugier, uns zu sehen, gegen tausend Menschen nach dem Dorfe des Königs gelockt: diesen ließ er, vor ihrer Rückkehr, vier Ochsen schlachten, und unter sie austheilen. Für uns bestimmte er drei Ochsen, und hielt es nicht unter seiner Würde, sie selbst aus der Herde auszusuchen. Die ganze Viehzucht und alle dazu gehörige Geschäfte sind hier den Männern überlassen. Während diese das Vieh besorgen, sind die Weiber mit der Hauswirthschaft, dem Ackerbau, der Korbarbeit und der Verfertigung der Kochtöpfe aus Thon beschäftiget. Dies sind hier die weiblichen Verrichtungen.

Unter dem hiesigen Rindvieh war eine eigene Art zu sehen, die sich in dem Gebiete des Vorgebirges nirgends findet. Das Unterscheidende derselben besteht in kurzen Beinen und Hälsen, vornehmlich aber in einer sonderbaren Art von Hörnern. Diese, welche einwärts gebogen, nach den Ohren zu gekrümmt und an den Spitzen beinahe eben so dick als an der Wurzel sind, hangen nicht, wie gewöhnlich, mit der Hirnschale zusammen, sondern sind bloß aus der Haut des Thieres hervorgewachsen, so daß man sie nach allen Seiten hin schieben und bewegen kann. Beim Gehen des Thieres wackeln sie, und stoßen ihm ins Gesicht. Sie sollen sich besonders gut zum Reiten und zum Lasttragen schicken. Auch in Abissinien giebt es dergleichen Ochsen mit

beweglichen Hörnern, die sich aber von den hiesigen durch eine Rückenmähne unterscheiden, welche diesen fehlt.

Die Weiber sollen hier außerordentlich fruchtbar sein. Zwillinge sind eben so häufig, als einfache Geburten, und Drillinge nicht selten. Die Kinder kriechen bald nach der Geburt nackt auf der Erde herum. In sechs bis sieben Monaten können sie laufen. Krüppel und Mißgeburten sieht man hier niemahls.

Die Holländer hegen, unter andern Vorurtheilen über die Kaffern, auch dieses, daß die Kinder, wenn sie nicht vollkommen gesund zur Welt kämen, von den Aeltern sogleich erstickt würden. Wir äußerten etwas darüber gegen Gaika's Mutter; diese aber entsetzte sich davor, und versicherte, daß man ein Weib, welches eines so unnatürlichen Verbrechens fähig wäre, aus dem Lande jagen würde.

Vielleicht bringt keine Völkerschaft in der Welt, im Ganzen genommen, so schöne Menschen hervor, als die Kaffersche. Sie sind groß, stark, fleischig und sehr schön gewachsen. Auch findet bei ihnen keine von den Ursachen Statt, welche bei gebildeten Völkerschaften dem Wuchse schaden. Ihre Nahrung ist einfach und gesund, ihre Bewegung dem Bedürfnisse des menschlichen Körpers angemessen, sie sind mit keinen einzwängenden Kleidungsstücken beschwert, und die Luft, welche sie einathmen, ist frisch und rein. Ihre Ruhe wird durch keine heftige Leidenschaften und durch keine verderbliche Begierden gestört, welche nur eine verdorbene Einbildungskraft erzeugen kann. Sie kennen keine hitzige Getränke, wodurch der Körper entnervt wird. Sie essen, wenn sie hungrig, und schlafen, wenn sie müde sind. Das Wieviel? wird von dem jedesmahligen Bedürfnisse ihrer unverdorbenen Natur bestimmt. Bei einer solchen

Lebensart sind sie vor dem Hange zur Traurigkeit und Schwermuth, woran so viele gebildete Menschen in Europa leiden, gesichert. Man sieht sie daher auch immer heiter und aufgeräumt, und ihr ganzes Betragen zeigt von innerem Frieden. Glückliche Kinder der Natur! Warum ist es uns nicht vergönnt, mit unserer Ausbildung zu eurer beneidenswürdigen Einfachheit, von der wir uns so weit verlaufen haben, zurückzukehren! Aber ach! das Eine kann leider! mit dem Andern nicht bestehen!

Ungeachtet die Kaffern fast ganz schwarz sind, so haben sie doch nicht Einen Zug von der häßlichen Gesichtsbildung der Afrikanischen Schwarzen oder sogenannten Neger. Der ganze Umriß ihres Kopfes gleicht dem eines wohlgebildeten Europäers. Nur die färbende Flüssigkeit, welche die Natur zwischen ihre äußere und Unterhaut gegossen hat, und welche die Ursache ihrer schwarzen Farbe ist, macht den einzigen Unterschied zwischen ihnen und den schönsten Menschen in Europa.

Die Vielweiberei ist zwar bei ihnen erlaubt, aber nur die Anführer pflegen Gebrauch davon zu machen. Die Umstände der gemeinen Leute erlauben ihnen nicht, mehr als Eine Frau zu haben, weil jede gekauft werden muß. Der größte Handel wird mit den benachbarten Tambukis getrieben, und besteht in Vieh, gegen — Bräute, weil man am liebsten sich eine Frau von diesem Volke kauft, ob sie gleich viel theurer als die Kaffermädchen sind. Der gewöhnliche Preis dieser letzten ist ein Ochs oder zwei Kühe. Dieses Verkaufen hat für die Mädchen selbst gar nichts Niederschlagendes; sie sind gewohnt, sich als eine Waare zu betrachten, und finden es daher gar nicht befremdend oder traurig, wenn man ihnen ankündiget, daß sie verkauft

sind. Ungeachtet dabei von Zuneigung oder Abneigung gar nicht die Rede ist, so sind diese Ehen doch gewöhnlich recht glücklich. Eben diese als Vieh verhandelten Weiber sind und bleiben erstaunlich sittsam und ihren Männern herzlich ergeben.

Die Gesetze dieser Naturmenschen sind, wie sie selbst, höchst einfach. Wird ein Mord (welches doch bei so frohsinnigen und gutmüthigen Menschen nur höchstselten der Fall sein kann) absichtlich verübt, so bestraft man den Thäter auf der Stelle mit dem Tode. Geschieht es zufällig, oder aus Nothwehr, so muß eine Geldbuße an die Verwandten erlegt werden, die sich nach dem Ansehn richtet, welches der Erschlagene in der Gesellschaft hatte. Auch die Anführer oder Könige haben kein Recht, Jemand zu tödten. Sollte es aber dennoch geschehen, daß einer derselben absichtlich, oder aus Uebereilung Jemand des Lebens beraubte, so würde man ihn ohne Umstände aus dem Lande jagen. Der Diebstahl wird hier bloß durch Wiedererstattung bestraft. Eingekerkert wird Niemand.

Die Kaffern verstehen sich schon auf verschiedene Künste, z. B. auf die, das Eisen zu schmieden, und sie würden, nach ihrer geistreichen Miene zu urtheilen, auch jede andere Kunst, die ihnen jetzt noch fremd ist, leicht lernen, wenn man sie nur darin unterrichten wollte. Jeder ist sein eigener Schmied. Ein großer Stein dient ihm zum Amboß, ein kleiner zum Hammer. Damit verfertigt er seine Speere, Ketten und metallenen Korallen, und zwar so vollkommen gut, als man sie nur immer in Birmingham machen kann. Viele ihrer metallenen Zierrathen zum Kopfputze verrathen Geschmack, und ihre einfache Kleidung Erfindungsgabe. Sie befestigen die Kalbfelle, welche dazu gebraucht wer-

den sollen, mit hölzernen Pflöcken an die Erde, spannen sie nach Vermögen aus, und reinigen sie von allem daran zurückgebliebenen Fleische. Sind sie hierauf hinlänglich getrocknet, so werden sie so lange mit Steinen geklopft, bis sie vollkommen weich und geschmeidig geworden sind. Dann wird die innere Seite mit scharfen Steinen gekratzt, bis sie haarig wie Tuch wird, und hierauf durch rothen Oker gefärbt.

Die so zubereiteten Felle schneidet man darauf gehörig zu, und nähet sie gerade so zusammen, wie die Europäischen Schuster verfahren. Man bedient sich nämlich eines Pfriems, der ein Stück spitziges Eisen ist, und, statt des Drahts oder Zwirns, der Sehnen wilder Thiere, welche sie für dauerhafter halten, als die der zahmen.

Der Ackerbau ist, wie schon oben erwähnt worden, durch den Krieg ins Stocken gerathen. Nächst der Abwartung der Herden, füllt daher jetzt den größten Theil ihrer Zeit die Jagd aus. Das größere Wild, besonders die Elephanten und Büffel, sind hier schon sehr selten geworden. Springböcke und Strauße findet man gar nicht mehr. Die Elephanten und Büffel wurden in den Wäldern theils mit Hassagaien getödtet, theils in Gruben gefangen. Auf die letzte Art wird zuweilen, aber doch nur selten, auch wol ein Flußpferd gefangen. Da dieses Thier in seinem Gange bedächtig und vorsichtig ist, so wird es sicherer erlegt, wenn man ihm des Nachts aufpaßt, und es im Vorbeigehen am Knie verwundet, da es denn, unfähig zu laufen, durch Wurfspieße getödtet wird. Die großen Flüsse des Landes sind noch voll von dieser ungeheuern Thierart; die Kaffern suchen sie aber nach Möglichkeit zu vertilgen, weil sie wenig Nutzen daraus zu ziehen wissen. Die Zähne dieses Thiers sind zwar so weiß als Elfenbein, aber nicht

groß genug, um sie zu Arm- oder Beinringen benützen zu können, und von dem Fette ist der Kaffer kein so großer Freund, als der Hottentotte. Das Fell des Leoparden wird zum Besatz der Mäntel, das der Tigerkatze zum Schnupftuche für die Weiber gebraucht.

Außer dem nun aufs neue verbotenen Handel mit den Holländischen Pflanzern hat dieses Volk keinen andern Verkehr, als mit seinen östlichen Nachbaren, den Tambukis. Diese versehen sie, gegen Rindvieh, nicht bloß mit Gattinnen, sondern auch mit Eisen. Daß dieselben, wie man geglaubt hat, das Eisen zu schmelzen verstehen, ist zu bezweifeln. Wahrscheinlich erhalten sie es selbst von den benachbarten Portugiesen zu Rio de la Goa. Andere Metallarten als Eisen und Kupfer sind hier unbekannt.

Befremdend ist es, daß die Kaffern, ungeachtet sie die Meeresküste bewohnen und große Ströme durch ihr Land fließen, nichts von der Fischerei verstehen. Hierin sind sie vielleicht das einzige Volk der Erde. Sie haben weder Angel noch Netze, noch ein einziges Boot; Dinge, die man doch sonst bei viel rohern Völkern findet. Ob ein alter Aberglaube, oder ihre bisherige Lebensart sie verhindert hat, diesen Nahrungszweig anzubauen, läßt sich nicht bestimmen. Aber sie wissen kaum, was ein Fisch ist.

In der Tonkunst haben sie es nicht weiter gebracht als die Hottentotten. Sie haben keine andere Tonwerkzeuge, als diese, eine kleine knöcherne Pfeife ausgenommen, womit sie das Vieh zusammenrufen. Sie singen und tanzen gleich schlecht. Eine Kafferinn ist nur dann ernsthaft, wenn sie tanzt. Dann heftet sie ihre Augen starr an den Boden, und ihr ganzer Körper scheint in Zuckungen zu gerathen.

Größeres Vergnügen scheint ihnen das Bepunkten

ihrer eigenen Haut oder das sogenannte Tattowiren zu machen; ein Gebrauch, den man bei den Eingebornen aller heißen Erdstriche findet. Wahrscheinlich hat derselbe seinen Ursprung und seine Erhaltung bloß der Langenweile zu verdanken. Hier ist er allgemein üblich. Alle Weiber haben eine bepunktete Haut, und gewöhnlich üben sie ihre Geschicklichkeit am meisten auf der Brust und auf den Armen.

Wahrscheinlich haben die Kaffern ihr jetziges Land nicht von jeher bewohnt. Sie unterscheiden sich von den sie umgebenden Völkern durch Farbe, Gestalt, Sprache und Sinnesart zu sehr, als daß man sie hier für einheimisch halten könnte. Mit größerer Wahrscheinlichkeit läßt sich annehmen, daß sie von Arabern abstammen, welche sich, wie bekannt, über ganz Afrika ausgebreitet haben. Arabische Züge, welche man in dem Gesichte der Kaffern erkennt, ihr Hirtenleben und ihre gastfreundliche Aufnahme der Fremden unterstützen diese Vermuthung. Arabien ist freilich fern von hier; aber da dieses Volk sich bis in die Südafrikanischen Inseln ausgebreitet hat, so konnte es auch leicht bis zu demjenigen Lande vorgedrungen sein, welches jetzt die Kaffern bewohnen. Man brauchte nur vom rothen Meere aus sich immer an der Küste zu halten, so vermied man die schwer zu bereisende große Wüste, und der Weg ging immer durch bewohntes Land.

Was diese Vermuthung noch wahrscheinlicher macht, ist der bei ihnen herrschende Gebrauch, die Knaben zu beschneiden, den sie nicht etwa, gleich den Juden und Muhamedanern, aus Glaubenspflicht, sondern bloß deßwegen beobachten, weil sie, wie sie sagen, ihn von ihren Vorfahren geerbt haben.

Die Begriffe eines Volks von geistigen Dingen sind

schwer aufzufassen, wenn man seiner Sprache nicht vollkommen mächtig ist. Ich wage es daher nicht, über die Glaubenslehren der Kaffern etwas mit Zuversicht zu bestimmen. Als wir den König fragten, ob sie an übernatürliche Wesen glaubten, und was sie davon hielten? antwortete er, sie glaubten an eine unsichtbare Gewalt, die ihnen bald Gutes, bald Böses zufüge, manche Menschen in ihrer Jugend tödte, Wind, Donner und Blitze errege, bald um die Menschen zu schrecken, bald um sie zu vernichten, die Sonne bei Tage, den Mond des Nachts über die Welt hinführe, und überhaupt alles Das hervorbringe und bewerkstellige, was sie nicht nachzuahmen vermöchten.

Ich zeigte ihm meine Uhr, und sein Erstaunen darüber bewies, daß er noch nie eine gesehen hatte. Er beobachtete die Bewegungen in derselben sehr genau, und da er fand, daß sie in seiner Hand fortdauerten, wandte er sich zu den Zuschauern, und rief: Figas! welches diese mit einem Kopfnicken wiederholten. Unser Dolmetscher konnte uns keine andere Erklärung von diesem Worte geben, als die, daß es die Wirkung der Todten auf die Lebenden bedeute. Er übersetzte es durch Geist, und sagte, daß die Kaffern dabei zu schwören pflegten. Außer diesem Eide bei den Verstorbenen haben sie noch einen andern Gebrauch, etwas zu bekräftigen, der darin besteht, daß ein Stück Metall zwischen den Parteien gebrochen wird. Ein auf diese Weise bestätigtes Versprechen wird immer heilig von ihnen gehalten. Aus ihren Antworten auf unsere Fragen über die Unsterblichkeit der Seele erhellte deutlich, daß sie an den Zustand nach dem Tode wenig zu denken pflegen. Eine bestimmte Meinung darüber von ihnen herauszulocken, bemüheten wir uns umsonst.

Man findet nicht die geringste Spur von der Schreibekunst unter ihnen, aber ihre Sprache scheint von einer schon ziemlich gebildeten abzustammen. Die Aussprache ist sanft und wohlklingend, und hat weder das eintönige Rauhe der Wilden, noch das Näselnde und Gurgelnde der Europäer. Von der Hottentottischen Sprache ist sie völlig verschieden.

Merkwürdig ist es, daß sowol die Kaffern, als auch die Hottentotten, einen Namen führen, den sie nie gekannt haben. Das Wort Kaffer können sie nicht einmahl aussprechen, weil sie kein R. in ihrer Sprache haben. Ein Koffrai heißt bei den Indiern ein Ungläubiger, ein Heide, und so nannten die ersten Reisenden alle Völker, bei welchen sie keine Spuren irgend einer Gotteslehre fanden. Der Ursprung des Namens Hottentott ist noch nicht ausgemacht.

Die Kaffern unterscheiden sich auch sehr wesentlich von ihren Nachbaren durch die Art, wie sie ihre Todten bestatten. Nur die Körper der Anführer und der Kinder werden begraben, alle übrigen werden den Wölfen überlassen. Diese Thiere schleppen die ausgeworfenen Leichen augenblicklich nach ihren Höhlen, und so sind die Anverwandten sicher, sie nicht wieder zu Gesicht zu bekommen. Die Kaffern halten die Wölfe deßwegen für heilig, oder wagen es doch wenigstens nicht, sie zu tödten; daher denn auch das ganze Land von ihnen wimmelt*). Die Leiber der Kinder werden in die Höhlen der Ameisenfresser gesteckt.

*) Aus diesem Umstande, daß die Kaffern nur die Leichen ihrer Anführer begraben, die übrigen aber den wilden Thieren überlassen, möchte man schließen, daß sie von den Tibetern abstammen. S. Turner's Gesandtschaftsreise in dem vorhergehenden Bändchen. Der Herausgeber.

Die mäßige und einfache Lebensart dieses Volks und ihre täglichen Bewegungen in freier Luft schützen sie vor vielen Krankheiten. Alle Völker, bei welchen die Arzeneikunde noch nicht zunftmäßig geworden ist, besitzen wenige Arzeneimittel und — wenige Krankheiten. Der Kaffer benützt, vornehmlich bei Quetschungen und Verrenkungen, nur einige Pflanzen, deren Arzeneikräfte er aus Erfahrung kennt. Die Mutter des Königs war so begierig, etwas gemeines Kochsalz zum Abführen von uns zu erhalten, daß sie nach unsern fünf Deutsche Meilen entfernten Wagen deßhalb schickte. Hautkrankheiten scheinen sie gar nicht unterworfen zu sein. Die Pocken wurden ihnen einst durch ein an ihrer Küste gestrandetes Schiff zugeführt. Sie hatten eine schreckliche Verwüstung unter ihnen angerichtet. Die Spuren dieser zerstörenden Krankheit zeigten sich noch auf den Gesichtern vieler alten Leute.

Sie haben, wie schon oben erwähnt worden, keine hitzige Getränke, welche ihre Gesundheit zerrütten könnten. Die einzigen berauschenden Dinge, welche sie kennen, sind Tabak und Hanf. Die Wirkung des Hanfs beim Rauchen soll der des Mohnsafts oder Opiums gleichkommen. Der morgenländische Gebrauch, den Tabaksrauch durchs Wasser zu ziehen, wodurch er von öligen Theilen gereiniget wird, ist auch hier angenommen.

Nachdem wir unser Geschäft mit dem Könige vollendet, und unsere Wißbegierde durch die obigen Bemerkungen über dieses Volk, so gut wir konnten, befriediget hatten, traten wir unsere Rückreise nach Graaf-Reynet an, auf der uns eben nichts begegnete, was hier erzählt zu werden verdiente.

Die mäßige und einfache Lebensart dieses Volks und ihre täglichen Bewegungen in freier Luft schützen sie vor vielen Krankheiten. Alle Völker, bei welchen die Arzeneikunde noch nicht zunftmäßig geworden ist, besitzen wenige Arzeneimittel und — wenige Krankheiten. Der Kaffer benützt, vornehmlich bei Quetschungen und Verrenkungen, nur einige Pflanzen, deren Arzeneikräfte er aus Erfahrung kennt. Die Mutter des Königs war so begierig, etwas gemeines Kochsalz zum Abführen von uns zu erhalten, daß sie nach unsern fünf Deutsche Meilen entfernten Wagen deßhalb schickte. Hautkrankheiten scheinen sie gar nicht unterworfen zu sein. Die Pocken wurden ihnen einst durch ein an ihrer Küste gestrandetes Schiff zugeführt. Sie hatten eine schreckliche Verwüstung unter ihnen angerichtet. Die Spuren dieser zerstörenden Krankheit zeigten sich noch auf den Gesichtern vieler alten Leute.

Sie haben, wie schon oben erwähnt worden, keine hitzige Getränke, welche ihre Gesundheit zerrütten könnten. Die einzigen berauschenden Dinge, welche sie kennen, sind Tabak und Hanf. Die Wirkung des Hanfs beim Rauchen soll der des Mohnsafts oder Opiums gleichkommen. Der morgenländische Gebrauch, den Tabaksrauch durchs Wasser zu ziehen, wodurch er von öligen Theilen gereiniget wird, ist auch hier angenommen.

Nachdem wir unser Geschäft mit dem Könige vollendet, und unsere Wißbegierde durch die obigen Bemerkungen über dieses Volk, so gut wir konnten, befriedigt hatten, traten wir unsere Rückreise nach Graaf-Reynet an, auf der uns eben nichts begegnete, was hier erzählt zu werden verdiente.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich,

Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften

Bd.: 31

Braunschweig 1832

Paed.pr. 622-29/32
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759457-5